

Das süße, das harte und das mysteriöse Leben in früheren Zeiten.

La vida dulce, dura y misteriosa de la vida en épocas anteriores.

Eine Erzählung von La Palma

Una novela de La Palma

Von

Daria Reiter

Einige Weisheiten der alten *palmeras* und *palmeros*:

Ein jeder Mensch ist eine Welt.

In jeder Welt gibt es gute und böse Elemente.

Redend verstehen sich die Menschen.

Dies ist, was ist.

Diese Geschichte beruht auf Erzählungen von realen Lebensgeschichten von Menschen, die auf der Insel La Palma geboren wurden, und auch von solchen, welche La Palma als den Ort wählten, wo sie leben wollten.

Die beschriebenen Personen, Namen und Orte wurden jedoch so verändert, zusammengefügt und verflochten, dass jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen rein zufällig ist.

Zum Teil ist die Geschichte auch bloß Fiktion.

1. Kapitel:

Die Hühner, die Eier, die Milch und der Hund.

Víctor wurde 1961 geboren, an einem ganz normalen, grandiosen Tag im Winter, in einer *cueva*, Höhle, im einsamen Nordwesten der damals noch kaum bekannten Kanarischen Insel *San Miguel de La Palma*.*

*Diese Insel liegt fern außen im Atlantischen Ozean, westlich der Wüste Sahara in Afrika, nördlich der Inselgruppe der Azoren, und gehört zu Spanien. Sie hat weder etwas zu tun mit „Palma de Mallorca“, der Hauptstadt von Mallorca, auf der Inselgruppe der Balearen, noch mit „Las Palmas“, der Hauptstadt von „Cran Canaria“, der drittgrößten Insel der Kanaren.

„*Que hay?*“, „Was gibt’s?“, fragte *La Pistola*, die Pistole, die alte Nachbarin von Don Gregorio, Víctors Vater, als sie ihn mit seinen drei kleinen Mädchen den steilen Ziegenpfad hochkommen sah. Denn dass er mit den Kindern alleine kam, war ungewöhnlich. Sie stand in ihrem üppig wuchernden Kräutergarten unter einem Baum, an welchem eine seltene Sorte *brevas*, Feigen wuchsen.

„Ana ist am Gebären!“, antwortete dieser. *La Pistola* schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Wo ist sie denn?“

Sie wusste, wo sich die Familie vorher aufgehalten hatte, denn sie hatte sie schon hinunterlaufen sehen.

„*Tenesoya* hat sie in die *cueva* gebracht.“

„Oh mein Gott, oh mein Gott!“, seufzte die Alte, die so verlebt aussah, als wäre sie doppelt so alt, wie sie war.
„Wenigstens ist ihre Schwester bei ihr.“

Das kleinste der Mädchen, das Rosa hieß, aber von allen nur *chinche*, Bettwanze genannt wurde, war auf dem Weg etwas zurückgeblieben, es begann zu weinen. Sie konnte erst ein paar wenige Worte sprechen.

„Spute dich, Heulsuse!“, rief Gregorio der Kleinen zu. *Dolores*, Schmerzen, das Älteste der Mädchen, lief zu ihr zurück.

Die Mittlere hieß Maria, die wimmerte nun auch, denn sie wurde von Gregorio eisern an der Hand festgehalten, damit sie nicht auch noch wieder hinunter lief.

La Pistolas Mann, Toñito, trat unter die Tür des Ziegenstalls nebenan.

„Que!“, begrüßte er Gregorio.

„Buenas“, antwortete dieser unwirsch.

„Jetzt ist es aber an der Zeit, dass sie einen Sohn gebärt“, nuschelte Toñito, er hatte nur noch wenige Zähne im Mund. Seine stahlblauen Augen sahen irgendwo hin, er schien nicht mehr viel sehen zu können.

Gregorio antwortete nicht. Er und alle Nachbarn würden es in kürzester Zeit erfahren. Wieder trieb er die Mädchen zur Eile an, wobei es dazu eigentlich keinen Anlass gab. Es galt zu warten, bis Tenesoya, Anas Schwester, und seine Frau mit dem Neugeborenen nach Hause kamen.

„Sie sprüht Gift!“, polterte La Pistola los. Gregorio musste wohl oder übel zuhören, Chinche hatte sich auf den Boden gelegt und weinte dort weiter. Dolores stand hilflos neben ihr. Er musste warten.

„Wer genau sprüht hier Gift?“, fragte er.

„*La isidiosa*, die Heimtückische, hat mir wieder einen Hund vergiftet! Diesmal Lucy, sie hätte bald geworfen. Die Kinder haben sie so geliebt.“

„Selbst schuld!“, sagte Don Gregorio. Er wusste, wen sie beschuldigte: Eine, die weiter oben wohnte.

„Selbst schuld? Was habe ich der schlechten Hexe denn angetan? Nichts, nichts und nochmals nichts!“

Toñito hatte sich auf einen Stein gesetzt und die Beine übereinander gelegt. Er war sehr mager. Eine Kordel hielt seine viel zu großen Hosen zusammen. Er blieb still. Man sagte, dass er in der Küche unter dem Tisch schlief.

„Wer Zärtlichkeit zu Hunden empfindet...“, sagte nun Gregorio in vielsagendem Ton.

La Pistola und ihre Tochter empfingen nämlich des Nachts Freier. Das wussten alle.

La Pistola kam zwei energische Schritte näher und fixierte Gregorio, der zurückwich.

„Jetzt hat du ein paar Parasiten weniger“, sagte er beschwichtigend, aus gebührender Entfernung.

La Pistola drehte sich um, schimpfte weiter, und winkte ihn mit erhobener Hand rückwärts ab.

Endlich waren die Mädchen wieder bei Gregorio. Sie kletterten weiter den steilen Pfad hinauf.

Ob Ana einen Sohn gebar? fragte er sich.

Die *cueva* befand sich hoch oben am Rande eines tiefen *barranco*, Schlucht, mit Namen *Barranda*. Sie befanden sich an der Küste von *Aguatavar*, einem Ortsteil des Gemeindegebietes von *Tijarafe*.

Das neue Haus der Familie von Don Gregorio lag nahe am Karrenweg. Wenn sie diesen entlang in südlicher Richtung liefen, in all die kleineren und größeren *barrancos* hinein und wieder hinaus, schafften sie es von dort bis ins Dorf hinunter in einer Stunde. Aber nur, wenn sie sich sehr anstrebten. Doch dies war um einiges bequemer als früher, als sie noch in der *cueva* wohnten.

„Ab in den Hof!“ kommandierte Gregorio die Mädchen schroff. Der Hof war mit einer Mauer umgrenzt. Dort wuschen sie sich normalerweise nur. Aber jetzt sollten die Fräuleins einfach nicht davonlaufen.

Gregorio war nervös. Das Geld hatte nicht gereicht, um einen Wagen zu bestellen, der Ana ins Hospital hätte bringen können. Dieses lag in einer Siedlung auf der anderen Seite der Insel, zu Fuß mindestens eine Tagesreise entfernt. Es hieß: *Hospital de Nuestra Señora de los Dolores*, Krankenhaus unserer Jungfrau der Schmerzen. Dorthin zu gehen war wirklich schwierig – und außerdem gefährlich. Die stellten auch keinen Wagen, um jemanden abzuholen.

Sie hatten zwar trotzdem daran gedacht, die schwangere Ana in das berühmte Hospital zu bringen. Es

zirkulierten fürchterliche Geschichten, was dort alles passieren könnte.

Ana wünschte es sich dennoch, denn sie hatte während der Schwangerschaft mehrmals beängstigende Träume gehabt, von einem riesigen und dicken *Moro* in einem langen Rock, einem Muslim, mit einem Turban auf dem Kopf, wie sie es nur vom Hörensagen kannte. Ein umwerfend anziehender Typ, was sie beängstigte. Er hatte ihr eindringliche Fragen gestellt, an welche sie sich am Morgen nicht mehr erinnern konnte. Es hatte ihr schlaflose Nächte beschert. Sie hatte es Tenesoya erzählt, zu Gregorio hatte sie nur gesagt, dass es ihr schlecht gehe. Aber einen Arzt herzurufen wäre vielleicht sogar noch teurer gewesen, als ins Hospital zu gehen.

Tenesoya war sowohl gegen das eine wie auch gegen das andere gewesen. Eine Geburt war zwar schmerzhaft, aber keine Krankheit, das war ihre Meinung! Ana hatte vorher auch schon die drei gesunden Mädchen geboren. Diese Träume hatten wohl nur etwas mit dem Kind zu tun, und nichts mit der Fähigkeit zu gebären. Ana würde diese Träume nach der Geburt vergessen, meinte sie. Sie hatte schon viele schwangere Frauen begleitet und war schon bei mancher Geburt dabei gewesen. So ließen sie es dann doch darauf ankommen.

Sie arbeiteten gerade auf dem kleinen Kartoffelacker in der Nähe der *cueva*, beim alten *pajero*, Strohschober, als bei Ana die Wehen einsetzten.

In dem *pajero* befand sich jedoch nichts, außer den *guatacas*, Werkzeugen, halb Axt halb Pflug, ein paar

Körben und dicken Eisenstangen, um schwere Steine zu verschieben. Das Dachgerüst stand noch, aber schon viele der gerundeten, erdrotten Mönch- und Nonnen-Ziegel waren zerbrochen oder von heftigen Winden fortgetragen worden. Da war auch nur ein fest gestampfter Lehm Boden.

Víctor hatte es plötzlich eilig auf die Welt zu kommen. „Bring sie in die *cueva*“, hatte Don Gregorio zu Tenesoya gesagt. Dort waren nämlich noch die alten Möbel und Schlaflager.

Tenesoya, die Ana die letzten Tage kaum aus den Augen gelassen hatte, brachte also Ana dort hin, sie sah auch keine andere Möglichkeit mehr. Der Weg zur *cueva* war schmal, steil, steinig und gefährlich nahe am Abhang. Doch sie schafften es.

Tenesoya fand zwei alte Decken und Kerzen. Es schien, dass sich ab und zu jemand in der Höhle aufhielt. Sie legte eine der Decken auf ein Lager und zündete eine Kerze an, während Ana sich die Kleider aufknöpfte.

Kaum dass sie sich hingelegt hatte, platzte die Fruchtblase, dreimal pressen - und schwupp, war Víctor da und erblickte ein schummeriges Licht der Welt. Ana hatte nicht einmal geschrien.

Ein Junge!

Tenesoya hatte vorsichtshalber ihre Notfalltasche mitgenommen, mit Schnur, Schere und ein paar Stofflappen.

Sie durchtrennte die Nabelschnur. Dann hielt sie das Baby an den Beinchen kopfüber in die Höhe und tätschelte es, bis Víctor seinen ersten Atemzug tat.

Jetzt füllte sein Brüllen die *cueva*.

Und wie er schrie!

Tenesoya säuberte ihn, so gut es ging, dann wurde er auf Anas Bauch gelegt. Er fand die Brust und fing an zu saugen. Die süße Milch labte ihn. Er sog sich voll damit.

Tenesoya deckte die beiden mit der anderen Decke zu. Bald schlief Víctor in Anas Armen ein, und sie auch.

Tenesoya schaute sich um, sie war schon lange nicht mehr in dieser Höhle gewesen, und wenn, dann meistens nur vor dem Eingang, als die Familie noch da lebte. Die Mädchen hatte Ana bei ihr zu Hause auf die Welt gebracht.

Irgendetwas schien hier nicht zu stimmen.

Da war eine Feuerstelle zum Kochen und ein Loch in der Mauer gegen den *barranco*, durch welches der Rauch abziehen konnte. Drinnen standen ein schwerer Tisch und zwei Bänke aus massivem *tea*, dem harten Kern der kanarischen Föhren.

Im hinteren Teil der Höhle befanden sich den Wänden entlang Lager aus hoch aufgeschichteten *pinillos*, Fichtennadeln, mit Brettern abgegrenzt. Da schlief jetzt die erschöpfte Ana mit dem Baby.

Auch der ganze Boden war mit solchen Nadeln gepolstert. Aber die waren mit den Jahren in kleine Teile zerbrochen und hart.

Ganz hinten in der Höhle stand eine robuste Holzkiste, auch aus *tea*, darin hatten sie die Kleider und die persönlichen Sachen aufbewahrt.

Diese Truhe und auch die anderen Möbel waren zum Teil schon sehr alt. Sie waren zu schwer gewesen, um sie über den schmalen und steilen Weg von der *cueva* in das neue Haus hinauf zu tragen. Ein Vorfahre von Don Gregorio hatte sie wohl vor vielen Jahren vor Ort hergestellt.

Alles war immer noch gut erhalten. Das harte *tea* war lange das einzige Material auf der Insel, welches Jahre, ja Jahrhunderte lang jeglichen Einflüssen standhielt. Tenesoya fand nicht heraus, was sie beunruhigte. Es war still, man hörte nur das schwere Atmen von Ana. Sie und das Baby schliefen so tief, dass Tenesoya dies nun unheimlich vorkam. Ob Ana sich in ihrem geschwächten Zustand eine Erkältung zuzog, fragte sich Tenesoya. Diese, das wusste sie, hatte nämlich nicht die Fähigkeit wie sie selbst, sich von innen heraus zu wärmen.

Die *cueva* bot zwar guten Schutz vor der feuchten Kälte, die tief in die Knochen dringen konnte. Es blieb trocken und windstill, und wenn sie Feuer machte, würde es wohl schnell gemütlich warm werden. Sie schaute sich um. Aber es war kein Holz da.

Im neuen Haus oben würde es noch viel kälter sein, denn gekocht wurde vor dem Haus - und Öfen gab es keine. Auch pfiff der Wind dort durch jede Ritze, derer es bei den Fenstern und der Türe viele hatte. Auch die *bloques*, gegossene Blocksteine waren nicht überall dicht. So ein neues Haus zu heizen war ein Ding der Unmöglichkeit.

Das Neugeborene musste bald gebadet werden – aber es war auch kein Wasser da.

So weckte Tenesoya Ana und ermunterte sie, sich zu erheben, um nach Hause zu gehen.

Von der Küste sichtbar hing über den Bergen eine sehr dunkle Gewitterwolke. Doch über dem Meer sah man die Sonne im dunstigen, schon bizarr geröteten

Abendhimmel tiefer und tiefer sinken.

Sie mussten sich beeilen, denn wenn die Sonne weg war, wurde es sehr schnell stockfinster.

Kaum zu Hause angekommen, verkroch sich Ana unter einer Decke auf ihrem Bett und schlief sofort weiter. Sie lag da wie tot.

Tenesoya legte eine zweite Decke über sie.

Gregorio hatte kein Wasser aufs Feuer gestellt, ja nicht einmal Feuer gemacht. Es regnete schon, die Mädchen waren immer noch im hinteren Hof eingesperrt, der ohne Dach war. Ohne Ana lief im Hause gar nichts.

„Ich habe dir doch gesagt, wir sollten Ana ins Hospital bringen, schon vor einer Woche“, maulte er.

„Wolltest du deinen ersten Sohn verlieren?“, fragte Tenesoya, während sie in der Feuerstelle vor dem Haus Feuer machte. Sie wusste genau, dass kein Geld da war für eine solche Reise, sagte aber nichts davon. „Ana ist gesund und stark, sie wird sich bald erholen.“

Hoffentlich, dachte sie.

„Hoffentlich steht die bald wieder auf“, brummte Gregorio, trat vor das Haus und entfernte sich etwas. Er hatte nun ein fast diabolisches Lächeln auf dem Gesicht, während er sich auf einen Stein etwas abseits hinsetzte. Ein Sohn kam ihm gelegen!

Das Hospital war berüchtigt. Es war nicht nur wegen des umständlichen Wegs bis dahin.

Einmal drinnen, machten die Ärzte mit einem, was sie wollten, wurde einander erzählt. Auch würden da nur solche arbeiten, die nirgendwo sonst zu gebrauchen waren. Kinder, die tot geboren wurden, was in jener Stätte öfters geschehe, durften von den Eltern nicht angeschaut werden. So wussten einige *palmeros* ihr Leben lang nicht, ob ihre Kinder nicht doch irgendwo noch lebten.

Sie hatten keine Ahnung, was man gegen all das hätte tun können. Das Krankenhaus unterstand der *sanidad*, und diese der Regierung. Gegen diese konnte man sowieso nichts unternehmen.

Es klopfte. Vor der offenen Tür stand ein Zwerg mit Namen Agustín, Tenesoyas Lebensgefährte.

„Wie geht es dem kleinen Mann?“, wollte er wissen.

„Was weißt du...?“, fragte Gregorio aus dem Dunkeln.

Agustín lachte. „Es war an der Zeit, etwa nicht?“

Tenesoya hatte die Mädchen herein geholt und abgetrocknet, während das Wasser auf dem Feuer warm wurde. Dann hatte sie den kleinen Víctor gebadet, der

wieder in großer Lautstärke schrie, und danach in ein sauberes Tuch gewickelt und in einen Korb gelegt. Jetzt schaute der Kleine auf und sah über sich die Augen und die dunklen Wuschelköpfe seiner drei Schwestern, die ihn bestaunten. Er presste die Augen zu und schrie von neuem.

„Ich habe die Ziegen gemolken, aber der Bock lässt mich nicht an Andelina heran“, sagte Agustín, „die musst du melken.“ Es war schon spät geworden.

„Ich komme“, sagte Tenesoya, die sah, dass Ana sich erhoben hatte. Sie musste gehen, auch wenn sie das mulmige Gefühl nicht losgeworden war. Sie hatte geholfen, was sie konnte, doch jetzt musste sie ihre eigene Familie versorgen.

„*Vale*, sehen wir weiter, ich möchte aber noch wissen, welchen Namen ihr dem Jungen gebt“, sagte sie.

„Es ist der Tag des San Víctor“, sagte Ana.

„Er sollte einen Guanchen-Namen bekommen“, meinte Tenesoya. Sie hatte gleich gespürt, dass dies ein besonderes Baby war.

„Nein!“, sagten Ana und Gregorio gleichzeitig.

„Warum nicht?“, wollte Tenesoya wissen.

„Damit sein Geburtstag nicht vergessen geht“, sagte Ana.

„Wegen dem *cura*“, sagte Gregorio.

Sie gingen immer zu den Messen, welche abwechslungsweise in den Kirchen und Kapellen der *barrios* abgehalten wurden. Es war auch der Brauch bei

den meisten Gläubigen, den Kindern den Namen der Heiligen des Tages zu geben.

Tenesoya ging auch ab und zu zur Messe, aber nicht immer. Sie beugte sich über den Korb mit dem schreienden Baby.

Víctor - *der Sieger*, dachte sie.

„Adios Víctor“, verabschiedete sie sich und überließ das Neugeborene seinem Schicksal.

„*Hasta luego*“, bis bald, brummte Don Gregorio.

Ana winkte ihr nur müde zu.

Tenesoya und Agustín machten sich auf den Weg. Sie wohnten oberhalb des Karrenweges, zu Fuß etwa 20 Minuten entfernt, in einem geräumigen, alten, aber gut erhaltenen *vivienda*, Wohnhaus.

Agustín hatte eine Laterne mitgebracht.

Den *cabrón*, Scheisskerl, Ziegenbock beschwichtigen, Andelina melken, den Teig für das Brot vorbereiten und dann sofort schlafen gehen, dachte Tenesoya, sie war auch erschöpft. Aber sie hatte es gut mit Agustín, sie konnte sich jederzeit auf ihn verlassen. Ihre drei Kinder lagen schon im Bett, Agustín hatte ihnen auch etwas zu essen gegeben.

Schweigend gingen sie weiter, bis sie bei ihrer *vivienda* ankamen.

„Du bereitest das Holz für den Ofen vor, um das Brot zu backen, ja?“

Agustín nickte, er machte alles gerne, was sie sagte.

Ihre *vivienda*, so wie die meisten anderen auch, war ein einstöckiges, längliches Gebäude, ganz ohne Fenster, mit kleinen Zimmerchen, von denen jedes einen Ausgang nach draußen hatte. Die Türen aus *tea* bedeckten die Öffnungen nicht vollständig, damit die Luft zirkulieren konnte. Sie brauchten ihre Häuser eigentlich nur zum Schlafen. Aber *viviendas* waren stabiler gebaut als *pajeros*, mit größeren Steinen, und die Wände wurden mit einem Lehm- und Kalkgemisch verputzt. Die Trennwände der Zimmer wurden nicht bis zu den Vierwasser-Dächern hochgezogen, aber die Dächer waren dichter, das Gebälk war aus *tea*, unten mit lose übereinander gelegten Brettern verkleidet. Dort konnte ebenfalls die Luft passieren. Auch die typischen zweiteiligen Guillotinen-Fenster, mit vielen kleinen, viereckigen Scheibchen, wenn eine *vivienda* denn überhaupt solche hatte, waren aus Gründen des Luftaustausches so verarbeitet, dass in der Mitte ein ziemlich breiter Spalt offen blieb. Ohne dies hätten sich an den Wänden im Winter Schimmelpilze gebildet. Und doch war es wärmer in den *viviendas* als in den neuen Häusern, denn die dicken Wände aus natürlichen Steinen speicherten die Wärme der Sonne für lange Zeit.

Am Rande mancher dieser Bauten gab es einen meist niedrigeren Raum mit einer Feuerstelle, wo gekocht wurde. Viele *viviendas* hatten aber auch keinen solchen Raum, weil die Bewohner gerne im Freien kochten. Fast in jedem Haushalt war daneben auch noch ein winziger Schweinestall.

Tenesoyas und Agustíns *vivienda* hatte eine Küche und auch einen Schweinestall. Darin war aber nur ein Holzvorrat gelagert. Die Schweine der Nachbarn standen bis zum Bauch in ihrem eigenen Dreck und konnten oft kaum mehr gehen. Das wollten sie nicht.

Wenn sie Feuer machte in der Küche, wurde es auch im Zimmerchen nebenan etwas gemütlicher. Dort hatten schon so viele Babys das Licht der Welt erblickt.. Viele kamen auch zu ihr, wenn ihnen sonst etwas fehlte, denn sie war auch als *curandera*, Heilerin tätig und bekannt. Schade, hatte die Zeit nicht gereicht, um Ana dahin zu bringen, aber jetzt waren Víctor und Ana zu Hause.

Ihre Gedanken kreisten immer noch um den Neugeborenen, während sie den Teig für das Brot knetete. Ob es ihm gut ergehen wird in diesem Haus? fragte sie sich. Ob er eher nach der Familie von Gregorio oder ihrer eigenen herauskommen wird? San Víctor hatte sein Leben gegeben, damit die Seele seiner Mutter gerettet werde...

San Víctor, der Behüter der Familie...

Tenesoya hätte dem Kleinen den Namen *Atazaicate*, großes Herz, oder *Maday*, tiefe Liebe, gegeben. Warum, wusste sie nicht. Es war nicht ihr Sohn, jetzt hieß er eben Víctor. Über was müsste er wohl siegen?

In *Aguatavar*, dem kleinen *barrio*, Dorfgebiet, der Gemeinde *Tijarafe*, hatten die meisten eine warm-beige bis hellbraune Haut, welche sich mit der Sonnenbestrahlung sehr schnell bräunte. Sie hatten

starke Augenbrauen, braune Augen und dunkle, kräftige und dichte, gerade oder gelockte Haare. Die Frauen waren wunderschön gerundet und die Männer stark, jedoch viele nicht übermäßig groß. Sie waren auch alle näher oder ferner seit Generationen miteinander verwandt.

Aber sowohl der Vater von Ana und Tenesoya sowie einer weiteren Schwester, Paloma, sowie Agustín, wie auch Gregorio, Anas Mann, waren von anderer Art, das sah man schon, obschon sie alle auch in *Aguatavar* aufgewachsen waren. Sie hatten einen bläulichen Ton in der Haut, vor allem um die Augen. Sie hatten auch tief schwarze Haare. Tenesoya war die einzige, die *völlig* anders aussah. Ihre Schwestern hatten braune Haare und sahen sich ziemlich ähnlich. Sie hatten auch alle keine Guanchen-Namen bekommen.

Tenesoya war groß. Ihr üppiger Lockenschopf hatte die Farbe von Honig und ihre leuchtenden Augen waren grün. Darüber, weswegen sie so aus der Reihe tanzte, wurde nur gemunkelt. Aber selten, denn sie war bei allen beliebt.

Sie hatte sich schon als Kind anders als die anderen verhalten, schweifte stundenlang in den Wäldern herum, immer weiter, wo sie „den Berg spürte“.

Als sie älter wurde, kletterte sie sogar auf die höchsten Gipfel, ja über *Garafía*, einem Gemeindegebiet, das im Norden der Insel lag, fand sie einen Weg bis zuoberst auf den *Roque de los Muchachos*, den Fels der Jünglinge. Im Winter gefror da die feuchte Luft an den Pflanzen und bildete zusammen mit dem Wind die

wundersamsten Eiskristalle. Sie fühlte sich dort wie in einer völlig anderen Welt.

Wenn man das Eis bis zu ihnen hinunter roch, dann war sie nicht mehr aufzuhalten gewesen.

Reine Luft, Quellwasser, gute Erde und dreierlei Feuer, das waren ihre Elemente, sie fand sie überall im Überfluss. Sie fror nie. Es gefiel ihr da oben, weit über den Wolken. Der Berg war noch eineinhalb Mal höher als die Baumgrenze der *pinos*, Fichten. Auch sah man von da in die *caldera*, Kessel, den riesigen, tiefen Krater in der Mitte der Westseite, wo kaum jemand hin ging, denn da drinnen war alles vollkommen zerklüftet und unheimlich. Sie aber fand auch dort hinein einen Weg, jedoch von unten, durch die *angustias*, die Schlucht der Todesängste, dem Wasser entlang, welches aus der *caldera* bei Puerto de Tzacorte, Hafen der gespaltenen Tasse, ins Meer floss. Als Halbwüchsige blieb sie auf ihren Wanderungen tagelang weg von zu Hause. Auf dem *roque* war es schön, aber am allerliebsten weilte sie in der *caldera*.

Naira, ihre Mutter, hatte das zugelassen, nachdem Tenesoya ihr erzählt hatte, dass sie in der Schule einen ganzen Tag lang senkrechte Linien auf ein Blatt Papier habe ziehen müssen. Was hätte sie dabei lernen sollen? Naira wusste auch, dass bei diesem Mädchen das Guanchenblut durchgekommen war. Die Geister ihrer Ur-ur-urahrnen, die, wie man wusste, immer noch in der *caldera* weilten, würden sie beschützen und lenken. Auch war das Mädchen geschickt, konnte klettern wie eine Ziege - und wilde, gefährliche Tiere gab es auf der ganzen Insel nicht.

Tenesoya hätte das alles aber auch getan, wenn ihre Mutter nicht damit einverstanden gewesen wäre. Sie wusste, dass sie in ihre eigene Welt schaute.
Ein jeder Mensch ist eine Welt!

Nur einmal hatten sie um sie gebangt, als der Wald brannte. Sie aber, mitten drin, kannte jede Schneise und auch die Fallwinde, wo sie durch zogen und wo nicht. So kam sie ziemlich zerkratzt, aber sonst unversehrt nach Hause zurück.

Sie entwickelte sich mit den Jahren zu einer *machota*, einem Mannsweib, einer Frau, die sich wie ein *macho*, ein Mann verhielt. Trotz ihrer einzigartigen Schönheit. Gleichzeitig machte sie jedoch keinen Hehl aus ihrer Weiblichkeit. Wenn sie sich in Pose setzte und tanzte, überragend groß unter den andern, klatschten die Zuschauer. Aber auf den Feldern arbeitete sie wie ein Mann. Sie verkörperte einfach sowohl ihre männliche wie auch ihre weibliche Seite. Später hatte sie schon bald viele Ziegen und machte feinen *queso*, Käse aus Ziegenmilch.

Der von ihr geknetete schmeckte besonders gut. Er hatte auch keine Löcher. Jede Hand erzeugte anderen Käse. Auch das *pan*, aus reinem Weizenmehl, welches sie frühmorgens buk, war sehr beliebt. Die Leute hatten es am liebsten ganz hell braun, aber knusprig, in kleinen, länglichen Stücken. Sie räucherte auch den Ziegenkäse, indem sie besondere, getrocknete Kräuter ins Feuer warf. So schmeckte er noch leckerer. Sie betrieb Handel mit all ihren Erzeugnissen.

Agustín, welcher der Sohn des Schulmeisters war, mit welchem Tenesoyas Mutter immer wieder gestritten hatte, weil sie kaum mal in der Schule war, fand sie prima, so wie sie war. Tenesoya hatte ihm das Klettern beigebracht, trotz seiner kurzen Beine. Ihre drei normal gewachsenen Kinder halfen tüchtig überall mit.

Allerdings waren sie etwas vorwitzig, denn sie hatten höchstens mal einen schmerzlosen Klaps auf den Hintern bekommen, wenn sie nicht artig waren.

Tenesoya und Agustín waren auch nicht kirchlich verheiratet, obwohl der *cura*, Heiler/Pfaffe immer wieder damit kam und sie mahnte, dass dies sein müsse. Doch sie wollten es beide nicht. Sie hatten sich in der *caldera*, am Ufer eines lieblichen Bächleins, das durch ein flaches Fichtenwäldchen floss, wo sie die Herrlichkeit zusammen erlebten, längst selbst Freundschaft und Achtung geschworen, ob sie nun zusammen bleiben werden, oder nicht.

Aber sie blieben zusammen.

Agustín unterstützte und beschützte Tenesoya und brachte die Erzeugnisse und auch Neuigkeiten zu den Nachbarn. Er war immer fröhlich und zufrieden und alle freuten sich, wenn der Zwerg daher kam.

Es gab eben Leute, die anders leben wollten, und wenn sie es durchsetzen konnten, auch ganz entgegen dem, was der *cura* predigte, und einfach ganz natürlich waren, wie sie waren, dann wurden sie auch akzeptiert.

Diese Angelegenheit war bald kein Gesprächsstoff mehr. Die zwei gehörten zusammen wie ein ganz normal und kirchlich verehelichtes Paar.

Spanier von der *peninsula* hatten die kanarische Bevölkerung, neben anderen Gesetzen, die sie zu befolgen hatten, vor vielen Generationen* 1492 gezwungen, ihre Sprache zu vergessen und Spanisch zu sprechen, sowie den katholischen Glauben anzunehmen. Weigerten sie sich, wurden sie gefangen und als Sklaven verkauft. Sie sprachen also miteinander ein schön klingendes, reines Spanisch, so, wie sie es damals lernen mussten. Dieses hatte sich über die Zeit kaum verändert, da es Jahrhunderte lang nicht von Fremden beeinflusst wurde.

Die Einwohner von La Palma stammten von Guanchen ab, die völlig anders gesprochen und einen anderen Glauben gehabt hatten. Was sie davon noch wussten, wurde mündlich und nur im Geheimen überliefert. Es existierten ein paar Sagen über die *guanches*, welche hart um ihre Freiheit kämpften. Aber diese wurden wohl über die Jahrhunderte ziemlich phantasievoll und verzerrt weiter erzählt. Es waren nur wenige, die sich wirklich gegen die neue Herrschaft gewehrt hatten. Das waren diejenigen gewesen, welche ihre Freiheit über alles stellten. Solche gab es aber auch jetzt noch. Es waren diejenigen, von denen man sagte, es sei das Guanchenblut durchgekommen.

Die meisten gingen brav zur Kirche. Doch ihre eigene, ganz spezielle Art der Geistigkeit wurde auch weitergegeben, ohne dass sie sich dessen überhaupt

bewusst waren. Denn es war in ihrer Natur, in jeglicher Erscheinungsform auch einen höheren, oder einen tieferen Sinn zu sehen, der aus ihrem eigenen Innern kam. Das blieb lange tief in allen verankert.

Wenige Guanchen-Namen wurden noch verwendet, für Ortschaften oder Gebiete – die einfach niemand anders nennen wollte, denn diese Namen hatten immer etwas mit der Landschaft oder Charakteristik zu tun, in welcher die Gebiete lagen. So wie *Aguatavar*.

Diese Guanchen-Bezeichnungen musste man erföhlen, um sie nicht nur zu verstehen, sondern auch tief im Innern zu begreifen. Es waren Wegweiser, denn die Gebiete wurden an der Landschaftsform erkannt. Auch später, als sie Spanisch sprechen mussten, wurde die Namensgebung neu entstehender Dörfer weiter so gehandhabt.

Es kam noch vor, dass den Kindern Guanchen-Namen gegeben wurden, denn das konnte niemand wirklich verbieten. Die Mütter, welche die Namen aussuchten, kannten die alten Überlieferungen aber meistens nicht genau. Trotzdem waren diese Namen in ihrer Bedeutung immer sehr treffend für den späteren Charakter ihrer Kinder.

Von den ersten Jahren von Víctors Leben gibt es nicht viel Besonderes zu berichten, außer vielleicht, dass er ein ungewöhnlich schönes Kind war. Er war gesund und wuchs.

Noch eine Schwester, Concepción, genannt Concha und zuletzt auch noch ein Bruder, Juan, wurden später geboren. Concha sah etwas seltsam aus, war aber sonst unauffällig. Juanito, der Jüngste, blieb sein Leben lang schwach und krank. Seine Knochen verbogen sich.

Don Gregorio bekam schon bald einen ziemlich aufgeschwollenen Bauch. Er war von starrer Gesinnung und oft etwas mürrisch.

Víctors Mutter, Ana, war eher klein. Sie war nicht die Allerhübscheste gewesen, aber auch nicht hässlich. Mit den Jahren bekamen ihre Züge jedoch etwas Vergrämtes. Sie weinte viel, aber nur leise vor sich hin. Aber sie konnte auch sehr energisch sein, ihren gekränkten Befehlen mussten die Kinder sofort nachkommen.

Fast den ganzen Tag hörte man sie schreien: „Geh da rüber! - Komm hierher! *Ta-ta!*“

Es war Brauch, dass man schon den Babys möglichst früh Respekt beibrachte, sodass es später genügte, „*Ta-ta*“ zu sagen und die Hand zu zeigen, wenn sie heulten, worauf sie schleunigst schwiegen. Aber das genügte eben nicht immer. Víctor meinte lange, sein Name sei „*Ta-ta*“!

Don Gregorio konnte schöne Mauern bauen aus natürlichen Steinen. Derer hatte es sehr viele, überall, in jeder Größe und Form.

Die Steine präzise aufeinander zu schichten war eine Kunst, in der sich alle auskannten, die aber nicht alle ausüben mochten. So fertigte Don Gregorio manchmal Mauerwerke für andere, das brachte etwas Geld. Dies war aber auch sehr anstrengend, und es kam nicht so oft vor, dass er einen Auftrag bekam.

Eines Tages, kaum dass Víctor laufen konnte, schaute ihn sich Don Gregorio am Morgen genau an.

„Heute nehme ich ihn mit zur Arbeit“, verkündete er Ana.

„Ach lass ihn, er ist doch noch zu klein.“

„Früh übt sich ...!“

Dolores, Maria und Chinche waren schon unterwegs zur Schule. Ana war mit Concha und Juanito beschäftigt und sagte nichts mehr. Sie pflegte sich letztlich allem zu fügen, was Don Gregorio wollte.

Víctor freute sich, dass er mit dem Vater gehen durfte. Als sie bei einer angefangenen Mauer ankamen, sagte Gregorio: „Jetzt bringst du so viele kleine Steine her, wie du tragen kannst, und legst sie in die Schubkarre.“

Víctor begann enthusiastisch, das zu tun, wurde aber bald müde. Doch Gregorio ließ nicht locker, ja, er schlug ihn, damit er weiter mache - er musste dem Vater den ganzen Tag helfen. Mit den kleinen Steinen füllte Gregorio die Zwischenräume der doppelten Mauern für die *pajeros*, die ohne Zement gebaut wurden.

Die Haut an Víctors kleinen Händen war ganz rot und aufgeschürft, als sie am Nachmittag nach Hause kamen, und er konnte kaum noch stehen.

Ana wusch ihn schweigend und brachte ihn zu Bett, wo er sofort einschlief.

Vorwiegend versorgten sie sich selbst, mit den Erzeugnissen ihrer kargen Landwirtschaft. Was nicht aufgegessen wurde, verkauften sie. Viel blieb da nicht übrig.

Víctor war nun fünf Jahre alt. Es war ein besonders kalter Winter dieses Jahr, mit sehr viel Feuchtigkeit und Nässe.

Ana saß in der trüben Kammer, auf der Bank hinter dem Tisch, der fast den ganzen Raum einnahm. Der Platz war eigentlich Gregorio vorbehalten, doch der hatte wieder einmal Víctor mitgenommen und war am Arbeiten. Er musste dringend eine Mauer weiter bearbeiten, denn es regnete gerade nicht.

Dolores, Maria und Chinche waren in der Schule im Dorf. Concha und der kleine Juanito schliefen.

In solchen Momenten, wenn sie alleine und alles still war, dachte Ana über das Leben nach.

Bald müsste auch Víctor zur Schule. Ob er dort gut lernen konnte? Die Mädchen hatten keine Mühe, aber nicht viel Lust zu lernen. Víctor tat ihr so leid, wenn er abends todmüde mit dem Vater heim kam. Nach den Sommerferien war es so weit. Wenigstens in diesen Stunden konnte Gregorio ihn dann nicht mehr mitnehmen.

Schon fiel wieder Wasser vom Himmel. Diesmal ein feiner Nieselregen, den man kaum sah, der aber trotzdem alles heftig nässte.

Die Türe stand offen, wie tagsüber immer.

Ana fröstelte, sie zog ihren Schal enger um sich.

Die Alten sagten, der Winter dauere bis zum 40. Mai.

Eine nicht korrekte Angabe, die doch stimmte. Es konnte schon im Mai soweit sein, aber nach dem 9. Juni musste man nicht mehr mit Regengüssen rechnen. Aber noch gab es sie, jeden Tag, wie schon seit Wochen.

Oder es herrschte so dicker Nebel, dass man kaum etwas sehen konnte. Es machte ihnen das Leben diesen Winter wirklich schwer. Nichts trocknete, ältere Mauern fielen zusammen, Steine kollerten die Abhänge hinunter und zäher Lehm blieb an den Schuhen kleben. Jetzt musste sie an die arme Tomasela denken, die keinen Mann hatte. Das Dach ihrer Behausung war ganz sicher nicht dicht. Ihre sieben Buben konnten das noch nicht flicken. Ob einer ihrer Verehrer ihr jetzt half? Bei der Pistola unten sah es wohl kaum anders aus. Toñito konnte auch nicht mehr aufs Dach steigen. Aber mit dieser Frau hatte sie kein Erbarmen. Die schimpfte nur den ganzen Tag, man hörte es oft bis zu ihnen herauf. Ihre Tochter hatte nur Lippenstifte im Kopf, und deren Kinder waren noch zu klein.

Das letzte Gerücht, das sie über die Pistole hörte, war, dass diese nun die *duros* einzog, welche die Freier ihrer sündhaften Tochter bezahlen mussten – außer, sie „aßen“ zuerst die Pistole!

Ansonsten war sie aber auch eine gute Nachbarin, die kam und half, wenn es notwendig war.

Sie war wohl nicht ganz bei Sinnen gewesen, als sie sich mit diesem *inutil*, nutzlosen, dem Toñito eingelassen hatte. Er war bloss eine zusätzliche Belastung. Es wussten auch alle, dass nur ihr erstes Kind von ihm war.

Zum Glück kam die Sonne, deren Strahlen alles schnell wieder trockneten, immer wieder einmal hervor, dann war im Nu all das vergessen. Dann war jeder Tropfen Wasser, der vom Himmel fiel, ein Segen für die Pflanzen und Bäume, die, vom Staub befreit, wie neu erstrahlten.

Im Sommer, der gleich nach dem Winter kam, regnete es höchst selten. Vielleicht ein Mal, nachdem *calima* herrschte, die Saharastaub-Wetterlagen, die alles durcheinanderwirbelten, den Himmel gelb färbten und über allem eine feine Schicht gelben Sandes hinterließen.

Der *levante*, der warme Wind, der auch von Osten kam, die Erde austrocknete und die Ernten beschädigte, bescherte sogar mitten im Winter manchmal höllisch heiße Tage. Auch dann war es am angenehmsten in den *cuevas* gewesen. Eigentlich hatten sie dort besser gelebt, dachte Ana. Sie sehnte sich jetzt nach der Geborgenheit und der geschützten Gemütlichkeit, welche diese vor allem bei solchem Wetter gegeben hatte.

Aber dort war es schon mit zwei Kindern immer enger geworden. Es war schon gut, dass sie jetzt ein Haus hatten, auch wenn sie sich da nicht wirklich wohl fühlte. Doch an die *cueva* zu denken war andererseits auch voll von schweren Erinnerungen für sie.

Glücklich waren ihre Vorfahren, wenn sie eine *cueva* fanden, die gut zugänglich war. Diese Höhlen hatten sich in Urzeiten im nördlichen Teil der Insel in den verschiedenen Schichten des Urgesteines, vor allem aber in den Basaltsteinen natürlich geformt. Man fand sie in den senkrechten Wänden der *barrancos*. Stand da aber in einer *cueva* schon eine Kerze, war ein anderer zuvorgekommen. Die *cueva* gehörte dem Besitzer der Kerze, man durfte nicht hineingehen. Dies war ein ungeschriebenes Gesetz, welches Jahrhunderte lang von allen befolgt wurde.

Später, als sie die Häuser bewohnten, gab es nirgends Zäune. Jeder wusste, wo die Grenzen der Grundstücke durch gingen. Aber schon gab es nun welche, die ihre *fincas* einzäunten. Dies taten einige wenige fremde Leute, die hergekommen waren, um hier zu leben.

*Finca: Ein Stück Land mit einem Gebäude, das Nutzen erzeugt.

Ana spürte jetzt eines der vielen leichten Erdbeben, welche die ganze Insel immer wieder erschütterten. Im Norden, wo sie wohnten, nahm man sie als länger andauernde Wellen wahr. Erdbewegungen, die tief unten stattzufinden schienen. Auch knallte es ab und zu im Gebälk oder in den Felsen. Im Süden hingegen wackele es und man höre auch unterirdische Geräusche,

hatte sie sagen gehört. Die Beben dort schienen viel mehr an der Oberfläche zu sein. Das gehörte einfach zu ihrem Leben. Der letzte Vulkan war 1949 ausgebrochen, ziemlich weit im Süden, niemand war verletzt worden.

Doch die Beben hatten schon auch ihre Wirkung. Sie brachten etwas in Bewegung. Sowohl im Innern eines jeden, wie auch draußen.

Sie stand auf, um sich etwas die Füße zu vertreten, denn sie fror. Jetzt sah man aber wieder blauen Himmel. Vielleicht kam die Sonne bald hervor. Ob sie mit Concha und Juanito zu ihrem *pajero* hinunter laufen sollte, fragte sie sich. Dort wäre es bestimmt etwas wärmer.

Der *pajero*, in dem sie früher im Sommer auch manchmal schliefen und der in einer wärmeren Zone lag als ihr Haus, hätte dringend renoviert werden müssen, aber niemand wollte diese von Hand gemachten Ziegel der Dächer aus gebranntem Ton noch herstellen. Auch die Wände waren brüchig geworden, man hätte das Gebäude ganz abreißen und neu aufbauen müssen. Das wollte Gregorio nicht. Es hätte es ihm ja niemand bezahlt. Und sie hatten jetzt ein Wohnhaus, aus Zement und Eisenstreben.

Die neueren Häuser wurden mit vorfabrizierten *bloques* gebaut und hatten flache Dächer. Je wohlhabender die Bauherren, desto höher waren die Räume. Es war vornehm, es werde so weniger heiß im Sommer, wurde

empfohlen von den Fachleuten, die wohl keine Ahnung hatten von den Klimaverhältnissen auf der Insel. Auch auf die Windschneisen achteten sie nicht mehr wie die Alten.

Beim *pajero* angekommen, gab Ana den Kindern ein paar Fichtenzapfen zum Spielen und begann, den alten Mauern entlang Unkraut zu jäten. Es wuchs da viel *amor seco*, trockene Liebe. Ein sich schnell verbreitendes Kraut, welches Samen mit Widerhaken produzierte. Besser, sie riss so viel wie möglich aus, bevor der Wind die Samen verteilte.

Sie war nicht mehr in der *cueva* gewesen seit Víctors Geburt. Alleine wollte sie dort nicht hin gehen.

Eines Tages, als sie da lebten, war kein *agua*, Wasser mehr aus der Quelle in der Nähe gekommen. Ohne *agua* wurde es schwierig.

Da hatte Don Gregorio beschlossen, ja, er sah sich gezwungen, für die wachsende Familie auch ein richtiges, neues, modernes Haus zu bauen. Man musste auch an die Zukunft denken und mit dem Fortschritt der Entwicklungen mithalten, meinte er.

So dachte er darüber nach und beschloss, seinem einzigen Bruder Mendo, der in Kuba weilte, die Hälfte seines beachtlich großen Stück trockenen Landes an der Küste zum Kauf anzubieten, welches an dessen Erbteil angrenzte. Der Vater, der auf Kuba Zigarren herstellte und damit viel Geld verdiente, hatte dieses erworben, als er mit Gregorio, den seine Eltern als Kind mit auf

die Reise genommen hatten, zurück in die Heimat gekommen war. Der jüngere Bruder Mendo, der auf Kuba geboren wurde, war mit der Mutter dort geblieben. Sie starb bald danach. Aber Mendo wollte seinen Geburtsort nicht verlassen.

Bis der Verkauf an Mendo zustande kam, verging mehr als ein Jahr. Damals hatte es kaum geregnet im Winter, so dass sie manchmal sogar bis ans Meer hinunter klettern mussten, um zu Wasser zu kommen. Es gab am Ausgang des *barranco Garome* ein Loch, wo sich trinkbares Wasser sammelte, das unterirdisch von den Bergen hinunter floss.

Es musste ein Brief geschrieben und in die Hauptstadt gebracht werden. Unterwegs schien das Schreiben dann aber verloren gegangen zu sein, oder die Adresse in Kuba stimmte nicht mehr. Endlich fand sich einer, der nach Kuba reiste und den Bruder ausfindig machen konnte. Als dieser schließlich über die Umstände auf La Palma erfuhr, erklärte er sich einverstanden, Gregorio das Land abzukaufen. Er kam sogar eigens dafür her, per Schiff, was wieder lange dauerte. Endlich war der Handel vollbracht, die Urkunden unterschrieben, und Mendo reiste wieder ab. Es gefiel ihm auf Kuba viel besser. Doch man wusste ja nie, wie sich alles entwickeln – und wohin es ihn oder seine Nachkommen einmal ziehen würde, vielleicht zurück zum Ursprung ihrer Väter. Er hatte auch schon zwei Söhne mit einer Kubanerin.

Gregorio konnte danach ein kleineres Grundstück erwerben, welches nahe am Karrenweg lag, der sowohl in den Norden wie auch ins Dorf und weiter in die Stadt führte.

Der neue Boden lag weiter oben, zu Fuß von der *cueva* und dem *pajero* eine gute halbe Stunde entfernt. Es gab auch genug Land mit fruchtbarer Erde da, so dass sie ertragreichere *huertas* anlegen konnten. Die *huertas* waren die bearbeiteten Teile des Geländes, wo im Schatten der Mandelbäume das Gemüse wuchs.

Das Grundstück war sehr teuer gewesen, 5'000 Peseten. Es blieb nicht mehr viel Geld übrig für das Haus. Aber die Mauern und das Dach konnten gebaut werden. Ein Schreiner machte ihnen auf Bezahlung einfache Fenster und eine schäbige, dünne Haustüre. Kaum war das Gebäude abschließbar, zogen sie ein. Es gab jedoch auch dort ein Problem mit dem *agua*, welches jahrelang anhielt.

Die versiegte Quelle nahe der *cueva* hatte meistens genug *agua* geliefert für den täglichen Gebrauch. Im Winter hatten sie dazu noch das Regenwasser aufgefangen, das von dem schrägen Dach des *pajero* in eine tiefe Zisterne floss. Deren Wände und Boden waren dick mit Lehm beschmiert gewesen, damit so wenig wie möglich versickerte. So hatten sie genug für die kleinen und kargen *huertas* dort unten gehabt.

Mit Kalk bereichert, welches sie in die Zisterne leerten, konnte man das Wasser sogar recht lange auch zum Kochen verwenden. Aber es blieb nur noch wenig Wasser. Die Wände hatten Risse bekommen.

Der Rest ihres Landes an der Küste unten war übersät mit Steinen. Im Sommer war es ausgetrocknet, man konnte es kaum bearbeiten. Es wuchsen vereinzelt Feigen- und Maulbeerbäume, und weiter oben ein paar Mandelbäume – die überlebten die Zeiten ohne Regen. Im Winter kam manchmal ein Ziegenhirte mit seiner Herde vorbei; die Ziegen knabberten die Kräuter, die dann wuchsen. Heu zu produzieren war nur mit einer kleinen Sichel möglich, wegen der vielen Steine. Auch wuchs wilder Fenchel überall, mit dicken, harten Stängeln. An einigen Stellen wuchsen Ansammlungen riesiger Kakteen. Diese waren befallen von *cochenilles*, Schildläusen. Jemand hatte solche von Südamerika hergebracht. Manchmal wurden die gesammelt, wegen der roten Farbe. Man konnte sie verkaufen.

In einigen *pajeros* waren bei manchen auch die Ziegen, die gemolken wurden, untergebracht, und *paja*, Stroh, was auch „nutzloses Zeugs“, und auch noch anderes bedeutete.

Es war ein schöner Ausflug zum unteren Gelände gewesen, auch wenn Ana Juanito den ganzen, steilen Weg hinauf tragen musste. Dieser weigerte sich plötzlich, auch nur noch einen Schritt zu gehen. Sie machte noch einen Umweg, um der Pistole nicht zu begegnen.

Dolores, Maria und Chinche würden bald wieder nach Hause kommen. Ana warf den paar Hühnern, die frei herumliefen, Maiskörner hin. So blieben sie in der

Nähe. Wenn sie sie beobachtete, konnte sie vielleicht ein Ei finden.

Sonst hatten sie keine Tiere, und Ziegen schon gar nicht, Don Gregorio mochte deren Geruch nicht. Sie hatten auch kein Schwein. Don Gregorio hatte nicht nur etwas gegen Gestank, er wollte kein kommuner Bauer sein, denn er war Mauerbauer!

Ana wusste, dass Víctor gerne einen Hund gehabt hätte. Aber für Gregorio waren das Schmarotzer.

Auch ein paar Katzen wären sicher gut gewesen, damit sie die Mäuse fingen. Katzen ernährten sich sogar selbst, von *lagartos*, Eidechsen, welche im Sommer überall herumflitzten, die scheußlichen Biester. Aber auch solche wollte Gregorio nicht. Er schien Tiere regelrecht zu hassen. Kam mal eine Katze in die Nähe, schoss er auf sie.

Sobald Dolores, Maria und Chinche von der Schule zurück waren, schickte Ana sie mit Eimern zum Brunnen weiter oben am Karrenweg. Ihr neues Haus hatte ein flaches Dach, so dass sie nicht einmal Regenwasser auffangen konnten.

Hoch in den Bergen oben gab es auch noch Quellen, ja sogar einen kleinen Wasserfall, da konnten sie immer sauberes Wasser holen, so viel sie wollten, aber es musste mühsam die steinigen Ziegenpfade herunter getragen werden. Die Wäsche wurde einmal im Monat da hinaufgetragen und mit Asche bestreut, lange gestampft und sauber gewaschen. Da plantschten dann

auch die Kinder herrlich und wurden dabei gründlich gereinigt.

Obschon es weiter oben auch Höhlen gab, welche früher bewohnt gewesen waren, lebte dort niemand mehr darin. Im Winter wurde es nämlich empfindlich frisch, je weiter oben, desto kälter. Immer mehr neue Häuser wurden gebaut entlang des Karrenwegs.

Im Gegensatz dazu wurde es im Sommer weiter oben sehr warm. Aber das war auch so in der Höhe am Karrenweg, wo sie jetzt lebten. Dieser führte nämlich den Siedlungen entlang, immer höher, je mehr er in den Norden führte. Das Gelände hatte nichts anderes zugelassen. Sie mussten froh sein, dass es überhaupt diesen Karrenweg gab!

Es war vorgesehen, dass jeder Haushalt fließend Wasser bekommen sollte. Der Kanal, weit oben in den Bergen, der Wasser in die Dörfer und in die südlich liegende Stadt, *Los Llanos de Aridane*, die Ebenen von Aridane, und ins ganze *valle*, Tal, in die viel weniger steilen Küsten des Südens der Insel brachte, war schon länger gebaut worden. Aber oberhalb des *Time*, des Berges, welcher den nördlichen Teil des Westens mit einer tiefen Schlucht und 600m Höhenunterschied vom südlichen Westen trennte, gab es erst ganz wenige Leitungen, welche vom Hauptkanal zu den Küsten westlich hinab führten.

Für jede dieser Leitungen brauchte es nämlich eine separate Organisation von Nachbarn. Diese mussten zuerst alle das Geld zusammenbringen, um ein

gemeinsames, dickes, teures Rohr zu kaufen und es die Küste hinunter verlegen zu lassen.

In kleinen, raffinierten Wasserhäuschen, die ebenfalls nicht billig herzustellen waren, wurde danach an unterschiedlichen Punkten das Wasser in die verschiedenen privaten und dünneren Wasserleitungen verteilt. Und zwar so, dass es, die Rohre immer abwärts neigend, zu den Häusern geleitet werden konnte. Denn durch die Verteilerhäuschen verlor das Wasser an Druck.

Diese Wasserhäuschen musste jemand regelmäßig kontrollieren, der das auch nicht ohne Entgelt machte. Mussten die Rohre durch einen *barranco* hinunter und wieder hinauf verlegt werden, was in den Felswänden oft lebensgefährlich werden konnte, musste man wiederum darauf achten, dass die Leitung auf der anderen Seite tiefer lag, damit das Wasser weiter floss. Dies misslang zuweilen, so dass ein neuer Weg für die Rohre gesucht werden musste. Zwei nahe beieinander liegende Haushalte wollten private Leitungen auch nicht zusammen benutzen, denn nicht jeder besaß gleichviel Wasserrecht, noch wollte man die Menge, die kam, andauernd kontrollieren müssen.

Es war erlaubt, die Rohre neben den eingetragenen *caminos rurales*, öffentlichen Wegen, offen zu verlegen. So gab es immer mehr Pfade, an deren Rändern mehrere Wasserleitungen nebeneinander lagen.

War das alles einmal durchdacht, organisiert und funktionstüchtig gemacht, hatte man zuletzt noch Wasserrechte der großen Gesellschaften zu kaufen.

Solche hatte Ana zwar schon lange, zwei sogar, aber eben, die Nachbarn in der Gegend waren alle ziemlich mittellos. Außerdem wollte keiner wirklich verantwortlich sein für die Aufgabe, die Organisation der Durchlaufrechte zu leiten und die Wasserhäuschen zu kontrollieren. So blieb alles immer wieder monatelang unbearbeitet liegen.

Sie hatten in Aguatavar, ganz in der Nähe ihrer *cueva*, diese Quelle gehabt. Ein besonderes Glück. Das lag ja schon im Namen *Aguatavar*. *Agua* sprudelte da, wo oberhalb am steilen Abhang ein paar *pinos* standen. An diesen lief die Feuchtigkeit der *brisa* den Nadeln entlang zu Boden. Dort wurde das Wasser in den Wurzeln gestaut. Die *brisa*, das waren die feinen, aus dem Meer aufsteigenden Nebelschwaden, welche langsam in die Berge hoch stiegen. Es gab nur ganz wenige Orte an den Küsten, wo dies sich so ergeben hatte.

Die Bäume, welche das bewerkstelligten, wurden aber gefällt. Offensichtlich dachte sich ein richtiger *chilipolla*, Dummkopf, dass so mehr Wasser weiter oben in den Kanälen in die Stadt geleitet würde. Oder es wurde denjenigen missgönnt, die in der Nähe der Quelle wohnten. Sie sollten, wie alle anderen, ein Wasserrecht kaufen müssen. Eines Tages waren die *pinos*, welche die Quelle speisten, einfach nicht mehr da. Niemand erinnerte sich genau, wie es passieren konnte. Es blieb nur *mala leche*, schlechte Milch, eine Emotion des Unmuts, wenn sie daran dachten, auf die Wasserabschneider, die *sabelotodo*, die Klugscheisser,

die in der Stadt lebten, wo schon Wasser bis zu den Häusern floss, denn sonst konnte das niemand gewesen sein.

Die Festlandspanier, die *godos*, wie einige sie nannten – nur schon wie sie sprachen, mit dem seltsamen Akzent – brachten auch manche tief im Innern zur Weißglut, was sie gegen außen aber nicht zeigten. Denn sie wussten gar nicht mehr, woher diese so tief sitzenden Regungen kamen.

Ana wusste es schon. Naira, ihre Mutter, hatte ihnen das alles erzählt.

Ein *godo* bedeutete eigentlich einfach „überhebliche Person“. Zum Glück lebten wenige *godos* auf der Insel, aber doch erschienen welche hie und da.

Die Gemeindepolizisten waren immer Einheimische, die alle seit je her kannten. Aber die von der *Guardia Civil*, der höchsten Polizei, welche direkt der Regierung unterstand, waren alle *godos*, und meistens kamen sie auch vom Festland, von der weit entfernten Insel, der *peninsula*.

Ana glaubte, auch die *peninsula* sei eine Insel. „Halbinsel“ oder „sehr großes Land“ sagte ihr einfach nichts. Sie war auch nur ein paar Jahre zur Schule gegangen.

El Hierro, die kleine Insel weiter im Westen, sah man bei klarem Wetter. Und auf der anderen Seite ihrer Insel konnte man die Insel *La Gomera* und den hohen *Teide*, den weit in den Himmel ragenden Vulkan der Insel *Tenerife*, Teneriffa sehen. Das wusste sie, aber sie und

fast alle die sie kannte waren nie auf einer anderen Insel gewesen. Die große Welt bestand aus lauter Inseln.

Ob die Auswanderer glücklicher waren als sie hier?

Einige waren mit Reichtum und neuen Ideen, Pflanzen, Gemüse und noch mehr seltsamem Zeug zurückgekommen. Auch neue Ausdrücke brachten sie mit. Zum Beispiel: *Guagua*, *Autobus*. Aber so ein Gefährt wie sie beschrieben, wo ganz viele Menschen, bequem wie in einem Automobil, alle miteinander reisen konnten, hatte sie noch nie gesehen. Sie konnte sich so etwas auch gar nicht vorstellen.

Die meisten, welche auf der Insel keine Zukunft mehr für sich sehen konnten, gingen nach Südamerika. Ein ungeheures Abenteuer war das, in den damaligen Schiffen – und viele blieben verschollen.

Auch in ihrer Nachbarschaft, wie überall auf La Palma, gab es von Auswanderern verlassene Grundstücke und verfallene *pajeros*, ja sogar *viviendas*, die der Natur überlassen blieben, bis sich vielleicht Erben einfanden, welche darauf Anspruch erhoben.

Dies war doch alles hier eine Misere, dachte jetzt Ana. Die Mutigen, die es wagten auszuwandern, hatten Recht. Aber sie hätte das nie gewagt. Und auch Gregorio, der die Insel Kuba kannte, zog es vor, auf La Palma zu bleiben. Er hatte schlechte Erinnerungen an die Schiffsreise.

Zum Glück gab es die Kirche!

Die Predigten, zu welchen sie wenn immer möglich gingen, hörte sie sich aufmerksam an. Sie gaben ihr immer wieder Hoffnung auf ein besseres Leben. Das Bildnis des Christus mit der Flamme im Herzen empfand sie als wunderbar. Manchmal wurden an Weihnachten vom *ayuntamiento*, Rathaus, Kalenderblättchen mit diesem Motiv verschenkt, sie trug immer eines davon mit sich herum. Sie zweifelte keinen Moment, dass die Lehren des *cura* das Beste in ihrem Leben seien, und auch für die Kinder. Die Prozessionen, vor allem wenn sie in der Nacht stattfanden, mit den vielen Lichtern, hätte sie auch nicht missen mögen. Die Stimmung dabei gab ihrem eintönigen Leben eine schöne Abwechslung. Gregorio erzog den kleinen Víctor aber zu hart; was konnte sie nur dagegen tun? Es gab einige Leute in der Umgebung, denen es noch schlechter ging als ihnen. Die hungerten tagelang. Dann gab es andere im Dorf, denen es besser ging als ihnen. Sie hatten eigene Betriebe. Gregorio würde nie so etwas zustande bringen. Er konnte schlecht rechnen. Auch musste man gut mit allen auskommen, wenn man ein Geschäft hatte. Gregorio aber hatte keine Freunde. Ihre ganze Hoffnung war, dass Víctor und alle ihre Kinder es einmal schaffen würden, ein besseres Leben zu haben.

Jahre vergingen.

Der heranwachsende Víctor sah Gregorio äußerlich etwas ähnlich, und doch wieder nicht. Er hatte dieselben dunklen Haare, Stirn und Ohren. Aber Víctor hatte auch

das Guanchenblut. Man hatte schon jetzt das Gefühl, wenn er einen anschaute, dass er alles über einen wusste. Und so schön war ihr Junge, dachte Ana! Alles an ihm war perfekt. Seine großen Augen, die markante Nase, die vollendet geschwungenen Lippen. Sein ganzer, tadellos geformter Körper, jedes Glied war einwandfrei modelliert. Das fiel jedem auf. Vielleicht konnte er einmal eine reiche Frau heiraten?

Im Dorf sahen die Menschen unterschiedlich aus, denn, so hatte Naira erzählt, die Guanchen von La Palma stammten von Wikingern ab. Große, blau- oder grünäugige, starke Männer und Frauen mit gelben Haaren, die auf Holzpfählen mit Strömungen im Atlantik von Inseln im hohen Norden der Welt hergekommen seien. Dieses Blut war stark! Es gab neben den Nachkommen der Guanchen aber auch solche von Portugiesen und Sklaven, Dunkelhäutigen und Mauren, welche nach der Eroberung der Inseln von den *godos* hergebracht wurden, um die äußerst anspruchsvolle und schwere Arbeit zu erledigen, Karrenwege in die Wände der Schluchten zu schlagen. Sie mussten das von Hand machen. Später erhielten diese Sklaven ihre Freiheit und blieben auf der Insel. Gregorio und auch ihr Vater hatten in ihrem Blut vermutlich diese Abstammung. Es gab im ganzen Gemeindegebiet große und kleine, dicke und magere Menschen, ja blonde und blauäugige, aber auch recht dunkelhäutige. Richtig schwarzhäutige sah man aber nicht. Das Gebiet um die kanarischen Inseln wurde von den Kapitänen wenn möglich

gemieden, denn der Ozean war in diesen Zonen ungeheuer rau für kleine Schiffe. Afrika, wo die Moros lebten, war geografisch gesehen recht nahe, aber doch so weit entfernt.

Und der General Franco, der gegenwärtige Diktator von Spanien, weilte auf der *peninsula*, was noch weiter weg war. All das hatte ihre Mutter Naira gewusst und ihren Töchtern weiter gegeben. *Que Dios la bendiga*, Gott segne sie, sie war tot. Naira bedeutete *die Wunderbare*. Sie hatte, woher auch immer, viel von den Weisheiten der Guanchen gewusst. Naira war stolz darauf gewesen, Guanchen-Vorfahren zu haben. Und Tenesoya auch, die wusste noch viel mehr.

Nun musste sie aber den Gofio anmachen, es war Zeit, denn die schon halbwüchsigen Kinder kamen bald hungrig aus der Schule zurück.

Der Schullehrer hatte verboten, dass Víctor an den Schultagen dem Vater helfen musste. Denn es war ihm aufgefallen, dass dieser öfters in der Schule einschlieft. Aber an den freien Tagen nahm Gregorio ihn immer noch mit. Immerhin bekam er von ihm manchmal einen *duro* dafür.

**Als das Wasser durch offene Kanäle geleitet bis nach La Punta kam,* Ca.1930 dem südlichsten barrio von dem Gemeindegebiet Tijarafe, wurde Getreide wie Weizen, Roggen, Gerste und Mais rund um das wachsende Dorf angebaut. In mit Steinen flach ausgelegten und mit kleinen Mäuerchen begrenzten Kreisen wurde der Weizen mit speziellen Pfählen gedroschen.*

Ein Gemisch aus all diesen Getreiden wurde geröstet und in Windmühlen gemahlen, was gofio ergab. Ein schmackhaftes, nährstoff- und vitaminreiches Mehl. Es diente gleichfalls für die Ernährung von Kleinkindern wie für zahnlose Alte. Sie waren alle ziemlich muskulös.

Es war damals und lange noch die Grundnahrung von allen Menschen auf La Palma und war preisgünstig zu kaufen. Zucker war sehr teuer zu erwerben, denn Zuckerrohr wurde im Süden der Insel kaum mehr angebaut wie früher, als es noch Sklaven gab.

Zum Glück gab es Gofio, das nährnde Mehl!
Nur mit Wasser vermischt, wie sie es sich leisten konnten, schmeckte es etwas langweilig. Und Fleischsauce, mit welcher gemischt Gofio sehr lecker war, gab es höchst selten.

Sie bereicherte den mit Wasser angemachten Brei mit Meersalz, gehacktem, derbem Knoblauch und Petersilie, was in den *huertas* wuchs. Heute hatte es einen Rest Ziegenmilch, den sie auch noch beimischte.

Tio, Onkel Agustín kam fast täglich bei ihnen vorbei und brachte auf dem Heimweg etwas Milch und Käse, wenn nicht alles verkauft werden konnte, was wunderbar war. Aber es war immer viel zu wenig für alle.

Ana wusste schon, dass Agustín ihnen nicht nur das brachte, was nicht verkauft werden konnte. Sicher, weil Tenesoya ihm auftrag, etwas für sie aufzubewahren. Es beschämte sie etwas. Agustín aber schien das nichts auszumachen. Er machte alles, wie Tenesoya es wollte und schien dabei überaus glücklich zu sein.

Warum wohl Tenesoya so ganz anders herausgekommen war als sie und Paloma, ihre andere Schwester, fragte sich jetzt Ana. Ihr zweiter Name war Abenaura, was auch der Name einer aufbegehrenden Guanchen-Prinzessin war, wie überliefert wurde.

Genau! Rebellisch war sie immer gewesen und nicht bereit, sich irgendjemandem unterzuordnen. Aber sie hatte ein sehr großes Herz für ihre Mitmenschen. Und immer fand sie an allem, was passierte, auch etwas Gutes.

Ana konnte sich gar nichts anderes vorstellen, als sich allen Anordnungen von Don Gregorio zu fügen, auch wenn sie gar nicht immer mit allem einverstanden war, was er tat und sagte.

Nun war der Gofio fertig zubereitet. Mit viel Flüssigkeit angemacht aßen sie ihn mit Löffeln. Mit wenig Wasser dagegen kneteten sie daraus Schollen, welche sie in die Hand nahmen und Stücke abbissen, aber nur, wenn es noch etwas anderes mit Sauce dazu gab. Das war eben nur selten der Fall.

Sie legte ein paar getrocknete *tunos*, Kaktusfrüchte gut sichtbar neben die Schale mit dem Gofio. Diese, und auch Feigen- und Birnenschnitze, wurden kurz vor der Reifezeit geerntet und auf dem Dach an der Sonne getrocknet, um sie bei Bedarf auch später noch essen zu können. Aber da waren nur noch *tunos* in der *despensa*, Vorratskammer gewesen, die letzten. Sie hatte auch noch zwei Eier gefunden und hart gekocht. Sie schnitt eines in vier Teile, für jedes der vier Großen ein wenig. Eines hob sie für Gregorio auf, sie selbst verzichtete, und auch für die Kleinen gab es nichts mehr. Aber die bekamen etwas Zucker in ihren Gofio-Brei.

Mehr gab es heute wieder einmal nicht. Das war zwar bei vielen so, aber nicht bei allen. Wenn Gregorio kein Kaninchen heim brachte, würde es nächsten Sonntag auch nur Gofio zu essen geben.

Die *despensa* befand sich gleich neben der Kammer mit dem Tisch. Die Kinder nannten sie manchmal auch *sospe(n)sa*, die Verdächtige. Es gab dort ein paar Regalbretter an den Wänden, und eine neue, kleinere Truhe aus *tea*. Darin war das Gewehr von Don Gregorio, wenn er es denn nicht mitgenommen hatte, wie heute.

In Körbchen wurden die getrockneten Früchte sowie Erbsen aufbewahrt, wenn es welche gab. Ein kleiner Vorrat Reis und Gofio lagerten da, letzterer lose in einem großen Sack aus grobem Stoff. Auf den Brettern standen eine halb volle Flasche Olivenöl, Kaffeebohnen und Zucker in einer fest verschließbaren Blechdose. Und der Ziegenkäse wurde auch dort aufbewahrt, wenn etwas übrig blieb, was man dann gut riechen konnte. Waren ein paar Münzen zusammengespart, wurden diese im Zucker oder im Gofio versteckt. Es war also mehrfach verdächtig, wenn einer sich der *despensa* näherte... Die Kinder durften sowieso nicht alleine da hinein.

Mit den *tunos*, was auch „Spitzbuben“ bedeutete, musste man während der Ernte aufpassen, wegen der gemeinen und fast unsichtbaren Stacheln an den äußeren Schalen, mit denen die Kaktusfrüchte bewachsen waren. Man konnte noch so vorsichtig sein, einige der hauchdünnen Plagegeister mit Widerhaken saßen immer tagelang unter der Haut fest, wenn man sich mit *tunos* einließ.

Fasste einer dabei auch noch in die *cochenilles*, wurden seine Finger blutrot.

Dolores, Maria, Chinche und Víctor kamen von der Schule nach Hause.

Jeder bekam seinen Teil Gofio, von Ana in eine Schale verteilt. Don Gregorio ließ heute auf sich warten, was Ana recht kam. Es war eine dumme Gewohnheit von ihm, den Kindern nach der Mahlzeit immer wieder Bonbons oder sogar Schokolade zu versprechen, und ihnen danach nur getrocknete Früchte zu geben. Die Kinder freuten sich und wurden regelmäßig enttäuscht. Schokolade hatte es erst einmal gegeben. Jemand hatte Backwerk gebracht, mit einer Schokoladefüllung. Diese war aber schon mehrmals geschmolzen gewesen. Die Kekse sahen aus, als wären Würmer drin. Die Mädchen waren begeistert, aber Víctor hatte das nur angeschaut – und aß sein Leben lang keine Schokolade.

Es gab kaum etwas, was sie sprachen, was nicht auch auf eine andere Art verstanden werden konnte und viel natürliche Weisheit enthielt, je nachdem, wie man es auslegte.

Oft wurde nur ein Buchstabe verschluckt, anders betont – oder eingesetzt – so bekamen die Worte auch wieder einen ganz anderen Sinn.

Die größten Weisheiten, aber auch Gemeinheiten, geschickte Andeutungen und persönliche Geheimnisse wurden einander so übermittelt. Sie „hörten“ nämlich auch *la musica*, die Musik, in der Sprache, welche sie mit den übermittelten Emotionen und Gefühlen wahrnahmen.

Dolores nahm sich ein paar *tunos*.

Da sagte Maria in verklärtem Ton: „*No te metes con tunos!*“, „Lass dich nicht mit Kaktusfrüchten ein!“

Ana fuhr herum, „Hast du mit einem Jungen gesprochen?“, fragte sie Dolores, denn dieser Ausspruch konnte genau so gut heißen, dass man sich vor Spitzbuben in Acht nehmen sollte.

„Nein, nein“, antwortete diese.

„Doch, doch, ich hab’s gesehen“, sagte Maria, während Chinche schnell die restlichen *tunos* vom Tisch nahm.

Víctor ging neben dem Gofio leer aus, aber er sagte nur: „Heute Morgen gab es bitteren Kaffee.“

Es war Dolores' Aufgabe, vor der Schule Kaffee zu kochen.

Bitteren Kaffee und Wasserdampf, weil die Kaffeemaschine auf dem Feuer vergessen wurde, produzierten jene, die „in den Wolken schwebten“...

Nun war allen klar, Dolores war verliebt.

Ana wurde es angst und bange. Ging das jetzt schon los? Dolores war gerade mal vierzehn.

Die Kinder unterhielten sich die ganze Zeit mit solchen Wortspielen, deren es unendlich viele gab. Es machte ihnen Spaß, so zu reden.

Es gab sonst keine Unterhaltung für sie, sie hatten auch keine Spielzeuge.

Sie selbst vermied es, mit Gregorio in solch eindeutig zweideutigen Sätzen zu reden. Aber die Kinder lernten

es überall. Selbstverständlich verstand auch Ana dies alles.

Wenn eine Frau ihrem Mann sagte, dass sie ihr Gefäß gereinigt habe, oder wenn es saftiges Fleisch zu essen gab, wusste dieser, dass die nächste Nacht besonders interessant werden könnte. Er verzehrte die Mahlzeit genüsslich. „Was für leckeres Fleisch mit Sauce esse ich heute“ – und die Sache war besiegelt.

Er wusste aber auch woran er war, wenn sie ihm saure Milch in den Kaffee goss.

Diskutiere nicht mit einem Esel ...

Der Hund bekommt es mit der Angst zu tun, wenn die Hündin knurrt. ...

Hähne schreien laut, aber manche *pollas*, Hennen, sind mutiger...

Das mit den *pollas*, war eine verwirrende Sache, denn *pollas*, was in weiblicher Form war, konnte auch als „männliches Geschlechtsteil“ verstanden werden.

Findest du Eier im Nest, ist die Heiterkeit da. ...

Den Tisch musste man leer räumen, bevor darauf etwas Neues entstehen konnte...

Einer, der seinen Tisch nicht leergeräumt hatte, schleppte vermutlich hinderliche Lebensprobleme mit sich herum.

„Ihr hört jetzt sofort auf so zu reden! Raus mit euch! Geht Mandeln ernten!“ befahl Ana.

„Morgen gehe ich zu *tomansela*“, sagte jetzt Víctor lachend. Es war ganz unmöglich, eine solche Forderung zu stellen.

„Untersteh dich!“ sagte Ana.

Tomasela war die Frau, die mit allen lieb war, vor allem aber mit den Männern. Die arme hatte man als Kind zu lange und zu heiß gebadet. Sie hatte 7 Jungs, und keiner ähnelte dem anderen. Sie wohnte mit der ganzen Rasselbande in einem kleinen *pajero*, mit nur einem Raum, weit oberhalb des Dorfes. Ein Zwillingmädchen hatte sie schweren Herzens verschenkt. Sie hatte Angst gehabt, dass sie es vielleicht zu heiß baden könnte.

Tomasela war eine *mujer de la vida*, Frau des Lebens. Sie wurde auch *comansela* genannt, was so viel hieß wie: „Esst sie euch“, oder eben *tomansela*, was „nehmt sie euch“ heißt.

So, wenn man sie erwähnte, und den Namen entsprechend aussprach, wusste auch gleich jeder, was da los war. Manche Männer gaben ihr regelmäßig einen *duro*, Harten; 5-Peseten-Münze, andere brachten ihr für einen Gefallen ihrerseits *gofio* – oder eben eine *polla*, ein junges Huhn - das bald Eier legt.

Es gab auch Männer, oft auch ganz junge, die ihr etwas brachten, nur um ein bisschen eindeutig-zweideutig mit ihr reden zu können, so durften sie das zu Hause nämlich meistens nicht.

In anderen Familien aber wurde alles laut beim eindeutig-zweideutigen Namen genannt, und im Detail besprochen, auch vor den Kindern, die bald verstanden, worum es da ging. Es konnte nicht vermieden werden, die zweideutigen Mitteilungen wurden von allen verstanden.

„Männer, die zu Tomasela oder zu der Tochter der Pistola gehen, verkaufen bittere Mandeln“, sagte Ana. Das war auch oft so. Nur hinterlistige, böse und untreue Menschen verkauften bittere Mandeln.

Es gab nur wenige Bäume mit bitteren Mandeln. Man sah es ihnen zwar nicht an, aber alle kannten sie längst.

Der richtige Moment für die Mandelernte war gekommen für *Aguatavar*, denn es war in jedem Gebiet an einem anderen Tag.

Die älteren Schwestern und Víctor zogen mit den Matten und den langen Stecken los. Die Matten wurden unter die Mandelbäume gelegt. Dann schlugen sie mit den Stangen die Nüsse herunter. Das typische Geräusch, welches das Geschehen verursachte, hörte man weit herum.

Die Mandeln mussten zuerst von der äußeren Hülle befreit werden, welche lange fest an der inneren Schale klebte. Wenn man sie zu früh erntete und lange mit den Hüllen lagerte, verfaulten diese, was alles miteinander einen stinkenden Matsch ergab. Deshalb musste der richtige Moment gefunden werden, wenn sich die äußere Hülle, halb trocken, leichter entfernen ließ. Danach schlugen sie mit Steinen die sehr harten, inneren Mandelschalen auf, um endlich die kleinen, etwas haarigen, aber süßen Nüsse sammeln zu können. Mandelbäume gab es in entsprechenden Zonen viele. General Franco hatte einst deren Pflanzung angeordnet,

damit die kanarische Bevölkerung etwas zu tun und ein Einkommen habe. Aber diese Arbeit war sehr mühsam.

Manchmal wurde testamentarisch einer Familie die Ernte eines halben Mandelbaumes vermacht, oder die gemeinsame Benützung einer Zisterne, was früher oder später Ärger garantierte.

Ganz arme Leute, die kein Land besaßen, konnten auch in ein soziales Spezialprogramm von General Franco einsteigen und monatlich 60 Peseten zusammensparen und einzahlen. Wenn sie das 30 Jahre lang taten, konnten sie eine staatliche Sozialwohnung bekommen. Doch die Bedingungen zu erfüllen und endlos Papierbögen auszufüllen, ein Jahr oder länger auf Antwort zu warten und dann regelmässig 60 Peseten einzuzahlen, war nicht jedermanns Sache. 60 Peseten waren sehr viel Geld. Und diejenigen, die solches nötig gehabt hätten, konnten meistens nicht lesen, geschweige denn schreiben. Die Schulpflicht konnte lange einfach nicht überall durchgesetzt werden. Oder es handelte sich um *inutiles*, Unnütze, die nicht lernfähig waren. Die lungerten im Dorf herum. Doch mit den Trotteln waren alle meistens lieb, die Leute scherzten mit ihnen.

Aber die Unkundigen konnten sich auch ans *ayuntamiento* wenden, wo ihnen geholfen wurde, wenn sie denn überhaupt dort aufkreuzen wollten. Viele hielten sich möglichst fern von diesem Gebäude. Drei grosse, zweistöckige, rechteckige Häuser mit solchen billigst fabrizierten Sozialwohnungen standen

am Dorfrand, einige hatten es doch geschafft, eine zu bekommen. Die Hälfte davon waren *inutiles*.

Die Familie von Víctor hatte Land und den *pajero*, und nun hatten sie auch ein Wohnhaus und die *huertas*. Sie konnten sich selbst versorgen, sie waren also nicht wirklich arm, doch an Geld fehlte es dauernd.

Mandelbäume gab es einige auf ihrem Land. Die Mandeln konnte man zu einem guten Preis verkaufen, so durften sie nur wenige davon selbst essen. Sie brauchten Öl und Reis, Kaffee, Zucker, Werkzeuge, Kerzen, Kleider und noch mehr, was sie sich nicht selbst herstellen konnten.

Victor freute sich immer auf die Mahlzeiten am Sonntag, besonders wenn es frischen, geräucherten Ziegenkäse, Mandeln und getrocknete, süße Feigen gab, was alles zusammen wunderbar schmeckte. Oder es gab selten sogar Kaninchen- oder Hühnerfleisch, oder Gemüsesuppe mit Maiskolben und ganzen Gerstenkörnern; Kicher- oder grünen Erbsen – und Gofio-Schollen. Gab es eine Büchse Ölsardinen, waren alle überglücklich.

Es gab neuerdings auch *pasta*, Teigwaren zu kaufen, kurze, dünne Nudeln, welche sie den Suppen beifügten und stundenlang mitkochten.

Pasta war wiederum ein Wort mit fast unendlich vielen Bedeutungen – bis hin zu Tierfutter, Klebstoff und Geld. Aber es füllte die hungrigen Mägen.

In der *huerta*, derer sich Víctor mehr und mehr annahm, wuchsen nun Süßkartoffeln, ein haariger Spinat und später auch Karotten und Kohl.

Koriander wuchs an schattigen Ecken. Geschälte und halbierte, gekochte Kartoffeln, Ei und grüne, frische Koriandersauce, bereichert mit Olivenöl, Weinessig, Meersalz, Knoblauch und Kreuzkümmelpulver – was für eine leckere Mahlzeit!

Frischen Fisch gab es für die Leute in den Bergen kaum zu essen. Er war verdorben, bevor er bis zu ihnen hoch kam. Es war so weit bis zum Hafen von Tzacorte, wo es einen kleinen Fischmarkt gab. Dieser Ort war auch noch verpönt. Die Menschen dort seien *chusma*, Mob, sagte man sich, man konnte nichts glauben, was die erzählten.

Víctor hätte sich gerne eine Fischerrute gekauft, um sich an den wenigen zugänglichen Stellen zum Meer unterhalb der hohen Steilküste selbst Fische zu fangen. Aber Don Gregorio verbot allen strengstens, da hinunter zu klettern.

Es war dort meistens sehr gefährlich, wegen der hohen Wellen und der rollenden Steine in der Brandung.

In *Garafía*, welches ganz im Norden der Insel lag, wuchs wilder Oregano, welchen die Leute mitbrachten, die von dort regelmässig in die Stadt wanderten. Sie verkauften ihn unterwegs oder tauschten ihn gegen anderes. Ein sehr begehrtes Kraut, es wurde zu allem möglichen beigefügt.

Wenn jemand ein Schwein schlachtete und etwas Geld da war, wurde meistens Víctor dahin geschickt, um ein paar Schnitzel zu ergattern. Sie wurden geschnitten, so lange sich das Schwein noch in der Leichenstarre befand. Sie mochten es so.

Mit *salmorejo*, einer dicken Paste beschmiert, deren Herstellung anspruchsvoll war, aus viel gemahlenem Knoblauch, langsam mit Olivenöl bereichert, Meersalz, Kreuzkümmelpulver und Oregano, auf den offenen Feuerstellen in eisernen Bratpfannen gebraten, mundeten sie vorzüglich. Solche Paste hatten sie immer auf Vorrat, denn sie schmeckte auch herrlich auf geröstetem Brot.

Aber Schweineschnitzel mit *salmorejo* war ein Festessen, wie es sich die Familie von Víctor nur selten leisten konnte.

Víctor fing schon bald an, die Hühner genauer zu beobachten. Wenn es einem gelang, seine Eier zu verstecken und auszubrüten, wurden die Küken oft kurz nach dem Ausschlüpfen von Ratten oder von Falken gefressen. Doch die zähen Viecher übernachteten zuoberst auf den Bäumen und brachten den Küken das Fliegen möglichst früh bei. Die schönen, schlanken, langbeinigen, farbigen Hähne dieser Rasse liebten es, miteinander zu kämpfen.

Manch einer hielt sich deshalb auch Hühner, um mit einem geeigneten Hahn an den Hahnenkämpfen teilzunehmen, wo Wetten auf die Sieger abgeschlossen wurden.

Manchmal gab es an den Dorffesten Eselrennen, aber deren gab es wenige, es siegten meistens dieselben. Es wurde aber auch mit den Tieren und deren Reiter geschummelt, wo es nur möglich war. So war der schnellste Esel plötzlich lahm oder hatte Bauchschmerzen, der beste Reiter fiel unerwartet herunter oder wurde mit seinem Esel vom Karrenweg weggedrängt, auf welchem die Rennen stattfanden. Deshalb lohnte es sich manchmal doch, einen *duro* auf den einen oder anderen zu setzen. Mehr als zwei rannten nicht gegeneinander.

Víctor wollte keine Kampfahne, er wettete auch nicht. Zu groß erschien ihm die Gefahr, dass man das Geld verlieren könnte. Doch er überlegte sich nun immer öfter, wie man mehr Eier von den Hühnern abzweigen könnte. Die freien Hühner nervten, waren schlau und fanden immer neue Verstecke für ihre Eier. Maschendrahtgitter, um einen Hühnerhof zu bauen, gab es in der *ferreteria*, Eisenwarengeschäft lange nicht zu kaufen, und als es gab, war er unerschwinglich teuer für ihn. Manchmal gelang es, dass einige Küken das Legealter erreichten. Aber sicher waren es nicht 15 oder 16, wie am Anfang. Wenn man alle *pollitos*, Küken, geschützt und gut gefüttert aufziehen könnte... Da wäre doch die ganze Welt ein besserer Ort! Wenn es zu viele Hähne gab, kamen diese in den Suppentopf am Sonntag. Wenn sie schliefen, konnte man sie des Nachts auf den Bäumen schon fangen.

Don Gregorio saß gerne stundenlang in einsamen Gegenden herum, um die kleinen, mageren Kaninchen zu schießen, die frei herumliefen. Es schien die einzige Beschäftigung zu sein, die ihm etwas Spaß machte. Er verschaffte sich jedoch vor allem Respekt mit seinem Gewehr. Die Kinder wussten nicht wirklich, ob er auch eines von ihnen erschießen würde, wenn sie nicht gehorchten. Ab und zu griff er ihnen an den Kehlkopf, mit zwei Fingern, manchmal als derbe Liebkosung, manchmal aber, wenn sie nicht sofort artig waren, drückte er zu, so wie wenn er einen Hahn tötete. Das Leben war hart in der Familie von Víctor.

Diejenigen, die genug zu essen und die Herzen offen hatten, konnten das „süße Leben“ leben.

Tenesoya spielte gut auf ihrer selbst gemachten *timple*, einem fünfsaitigen, winzigen, gitarrenartigen Instrument. Sie hatte zu einer Zusammenkunft geladen in ihrer *vivienda*. Da saßen sie unter dem Dach der Veranda.

Odong war da mit seiner Frau Eulalia. Diese führten zusammen einen Alles-Laden mit einer Bar nebenan, im Dorf unten. Auch Seneng war mit der Frau gekommen, der *pasota*, die so genannt wurde, weil sie immer ein Gesicht zeigte mit dem Ausdruck, dass ihr alles egal war. Aber sie sah trotzdem alles! Und mit zu dieser Veranstaltung wollte sie schon! Seneng wollte auch, dass sie mit kam, er schleppte sie meistens überall hin mit. Vor allem, wenn er andere Frauen antreffen könnte.

Er war Schuhmacher, und Pasota saß, auch wenn er arbeitete, neben ihm und strickte Socken.

Weiter war der rothhaarige Ziegenhirte von Tinizara gekommen, der auch Timple spielte. Niemand wusste, wie er genau hieß. Alle nannten ihn *Pinto*, der Gescheckte, wegen seinen Sommersprossen. Er hatte keine Frau.

Sie nippten gerade an dem exklusiven Getränk:

Barraquito. Kurzer Kaffee mit dickflüssiger, stark gezuckerter Kondensmilch und Liquor 43, oben drauf Milchschaum, ein Stück Zitronenschale und Zimt.

Odong war ein *chicharero*, einer aus *Tenerife*, und hatte das Rezept mitgebracht. Ja, er kannte sogar den *Barraquito* persönlich, der diese Art Kaffee zu trinken erfunden hatte. *Barraquito* zu trinken war auf *Tenerife* groß in Mode, aber auf La Palma kannte man das noch nicht überall.

Sie hatten schon gegessen, *garbanzo*. Kichererbsen-Eintopf mit Zwiebeln und Schweinefleisch, was Tenesoya besonders gut zubereiten konnte.

Dazu hatten sie auch Wein getrunken, sie waren in sehr guter Stimmung.

Eulalia räusperte sich, sie wollte von Tenesoya einen Rat. Endlich getraute sie sich, damit herauszurücken.

„Du weißt schon, meiner Großen, der Eusebia, der geht es gut.“

Eusebia war etwa im gleichen Alter wie Maria, Víctors ältere Schwester, und Odilia, Eusebias jüngere

Schwester, war wenig älter als Víctor. Sie gingen alle zusammen zur Schule.

Der Ton, wie Eulalia sagte, was sie sagte, machte Tenesoya hellhörig.

„Ja, und?“

„Es ist Odilia, die mir Sorgen bereitet.“

„Was hat sie denn?“

„Sie leidet unter ihren abstehenden Ohren“, sagte Eulalia leise.

Es schien, dass auch Eulalia sich dessen schämte.

„An der ist doch alles in Ordnung, die soll nicht so eitel tun“, sagte Odong laut.

Der *pinto* wurde etwas verlegen und rot im Gesicht, denn auch er hatte abstehende Lauscher.

Seneng hüstelte nervös und Pasota verdrehte die Augen, so als würde sie sagen: Was haben die für Probleme? Sie hatte keine Kinder.

Tenesoya überlegte eine Weile. Odilia war wirklich nicht besonders hübsch. Es musste unbedingt etwas gefunden werden, womit sie sich als etwas Besonderes fühlen konnte, um das zu verschmerzen. Ihre Eltern hatten Geld.

„Ach weißt du, Eulalia, Menschen mit großen Ohren können besonders gut hören. Sie hat bestimmt ein ausgeprägtes Musikgehör. Lass sie ein Instrument spielen.“

„Das will sie nicht, auf jeden Fall nicht Timple“, sagte Odong.

„Es gibt noch andere Instrumente“, sagte Tenesoya.
„Geige zum Beispiel, oder kauft ihr ein Klavier. Es gibt doch einen Musiklehrer in Tijarafe.“
Eulalia nickte. Odong zog die Brauen hoch.
„Ihr seid ja doch meistens in der Bar am Abend, so hört ihr sie nicht üben“, sagte Tenesoya noch.

Nun losten sie aus, über wen sie einen Text dichten wollten, um diesen zu vertonen und mit den Timples zu begleiten. Pinto war dran. Dieser war sehr stolz, dass es heute um ihn ging.

Die spontan erdichteten Verse handelten von aktuellen Vorkommnissen. Immer mit derselben Melodie begleitet. Es war dies auch eine Art, Neuigkeiten auszutauschen, die man nicht unbedingt einfach so aussprach. Die Verse handelten von Sehnsüchten, Fernweh, Gaunereien, heimlichen Liebschaften und vielem mehr. Es war eine Kunst, die besonders diese Gruppe perfekt beherrschte. Manchmal wurden Sing-Wettbewerbe veranstaltet in diesem Stil im Dorf, dafür übten sie heute.

Nach einer Weile hatten sie zusammen folgenden Text gedichtet:

*En la costa, junto al Garome, en la ermita,
vive el Pinto con sus cabrecitas.
La montaña, un pajero, un horno
para hacer queso ahumado.*

*Entre el sol y la nieblina
con rastrillo y cesta
que compró,
en la tienda de Josefina.*

*Envuelto en una manta
para la humedad y el frío,
soportando las noches de enero.
en la oscuridad más oscura*

*Junto a una vela encendida
bebió una copa de vino.
Con lechuzas y murciélagos de compañía
Elevó su deseo por Dios, lo llamó así yo.*

*Pero su amado Dios quería
que vivía solo
como la mayor felicidad.
Como sabemos,
Esto o puede ser, o no, la verdad.*

An der Küste, neben dem Garome, in der Einsamkeit,
lebte der Pinto mit seinen Zicklein.
Der Berg, ein Schober
ein Ofen, um geräucherten Ziegenkäse herzustellen.

Zwischen Sonne und Nebel
mit Harke und Korb
die er kaufte
im Laden von Josefina.

In eine Decke gehüllt
um die Feuchtigkeit und die Kälte,
in den Januarnächten auszuhalten.
In der dunkelsten Dunkelheit.

Neben einer Kerze,
trank er ein Glas Wein.
Mit Eulen und Fledermäusen als Gesellschaft
Erhob er sein Verlangen nach Gott, ich nenne es so.

Aber sein liebender Gott wollte,
dass er alleine lebte,
als das größte Glück.
Wie wir wissen, kann das die Wahrheit sein,
oder auch nicht.

Nur Pasota war nicht einverstanden mit dem Text.
„Da sollte noch etwas kriminelles rein“, meinte sie,
„sonst findet das niemand interessant. Ein Mord
vielleicht?“
„Nein!“, sagte Pinto.

„Ich glaube, das ist kriminell genug“, sagte Tenesoya, „mal für diejenigen, die es verstehen.“

Pinto wurde wieder rot und Pasota verdrehte einmal mehr die Augen.

Es hatte auch schon ein ganzes Jahr keinen Mord mehr gegeben, so beschlossen sie, den Text zu belassen, wie er war.

Víctor konnte gut tanzen zu der Kapellenmusik an den Dorffesten. Da hüpfen Kinder, Erwachsene und auch die Alten, alle miteinander, zu zweit oder alleine von einem Bein aufs andere. Kaum einer tanzte nicht. Es war eine gute Art, die starken Energien, die in ihnen allen zirkulierten, etwas abzulassen.

Víctor wurde an diesen Festen immer von vielen Mädchen umschwärmt. Es waren seine Klassenkameradinnen, die er alle kannte. Da war Eusebia und Odilia, und oft auch Laura mit ihren Freundinnen.

Laura, die Tochter des Gemeindegemeindeführers, war auffallend oft dort anzutreffen, wo er sich aufhielt. Er verhielt sich freundlich mit allen, aber keine war seine Bevorzugte.

Er wäre ein guter Musiker geworden, meinte Tenesoya, die sah, wie die Fräuleins auf ihn reagierten. Aber er wollte das nicht. Sie musste es aufgeben, ihm das *timple* Spielen beibringen zu wollen.

Víctor trank immer nur *cafe solo*, er war ja auch gerne alleine. *Cafe con leche*, viel Ziegenmilch mit einem

Schuss Kaffee, war doch nur etwas für Frauen, die immer alles durcheinandermixten!

Früh morgens trugen nun Dolores, Maria, Chinche und er an den Samstagen Körbe voll Pflaumen, Mispeln, Birnen oder Mandeln mehrere Stunden auf dem Karrenweg oder über die Abkürzungen durch die Schluchten, auf Ziegenpfaden, in das kleine Städtchen Los Llanos de Aridane, wo es einen großen Markt gab. In *los llanos*, den Ebenen, waren die Ernten schon vorbei, oder es gab dort gar keine Pflaumen und Birnen. In jedem Dorf waren die Mispeln, die fast überall wuchsen, zu einer anderen Zeit reif. So konnte auf dem Markt immer alles gut verkauft werden.

Wenn sie schnell gingen, brauchten sie dreieinhalb Stunden hin und etwas länger zurück, denn sie mussten den steilen Abhang zum Berg *Time* wieder hoch. Sobald sie die Körbe abgegeben hatten, mussten sie schleunigst heimkehren. Darauf bestand Don Gregorio erst recht, wenn sie ohne die Eltern dahin gingen. Gregorio hasste das Städtchen und wollte auch nicht, dass Ana zu viel schwatzte mit Bekannten unterwegs, so blieb sie selbst bald lieber zu Hause. Ihr war das recht, denn immer mehr litt sie an undefinierbaren Schmerzen.

„Wir könnten die Ernte selbst verkaufen auf dem Markt, dann könnten wir viel mehr *perra*, Geld, heim bringen“, sagte Víctor eines Tages, als sie mit den leeren Körben zurückkamen. Er konnte nämlich sehr gut rechnen und

sah, wieviel die auf dem Markt für ihre Früchte von den Käufern verlangten.

„Das kommt nicht in Frage“, sagte Don Gregorio streng.

„Warum denn?“, wollte Víctor wissen.

„Weil man in der Stadt vergiftet wird, wenn man länger dort bleibt.“

„Sie geben einem Gift?“, fragte Víctor erstaunt.

„Ja. Die Menschen dort sind verdorben.“

Víctor hatte vernommen, dass mit den Bananen, die in den unteren Zonen mehr und mehr angepflanzt wurden, auch sehr starke Insektengifte auf die Insel gekommen waren. Es sei nur gegen Ameisen und harmlos. Aber die *lagartos*, welche mit *Furadan* besprühte Bananenblätter gefressen hätten, starben, ja sogar auch Katzen, welche vergiftete *lagartos* fraßen, wurde erzählt!

Einmal kletterte Víctor mit ein paar Schulkameraden über die Steilküste unterhalb von Tijarafe zum Meer hinunter. Der Vater eines der Freunde hatte dort eine Hütte gebaut. Es waren auch Fischerruten da. Unten angekommen versuchten sie, Fische zu fangen. Dazu mussten sie fast bis zur Brandung hinaus ins Meer. Aber prompt fiel Víctor in den Wellen um, stürzte auf die rollenden Steine und schürfte sich arg die Knie auf. Endlich gelang es ihm, aus dem Wasser zu kommen und wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

„Ich respektiere Sie von nun an, Herr Ozean!“, sagte er zitternd. Das war ihm eine Lehre gewesen!

Jetzt erinnerte er sich wieder daran, was Tante Tenesoya ihm erzählt hatte, nämlich, dass die Elemente, Wasser,

Feuer, Luft und Erde, die so ausgeprägt, rein und pur seien bei ihnen, und der Wind, der mit ihnen spielt, genauso wie die Pflanzen und die Tiere lebende Wesen seien. Mächtige Wesen, die viel stärker sind als die Menschen, deren Geist noch gefangen ist. Sie konnten lieblich sein, wie das Herdfeuer; der labende Trunk für einen Durstigen; die Gnade des tiefen Atems und des lebensnotwendigen Humus. Aber auch wütend werden konnten sie, mit Waldbränden und spukenden Vulkanen toben, mit alles verwüstenden Stürmen, Überschwemmungen und Erdrutschen – und dem Ozean rund um sie herum, der Menschen verschluckt. Man müsse respektvoll mit ihnen umgehen.

Auch das Verbot des Vaters hatte er übertreten, obwohl sie nicht unterhalb von Aguatavar hinunter gingen. Er müsste wohl etwas mehr darauf hören, was die Erwachsenen sagten!

Je älter sie wurden, desto mehr schmerzten Víctor und all den Schwestern nach diesen anstrengenden Wanderungen ins Städtchen die Weichteile im Körper, seltsamerweise nicht die Muskeln. Dieselben Schmerzen, wie Ana sie beschrieb. Diese hatte das nun immer stärker, vor allem im Winter. Auch alle ihre Schwestern hatten diese Beschwerden mehr oder weniger, außer Tenesoya.

Diese hatte lange über dieses Phänomen nachgedacht. Ihre Schwestern, Nichten und Neffen schienen eine seltsame Krankheit von ihren Vorfahren übernommen zu haben.

Einerseits hegte auch sie den Verdacht, dass möglicherweise ein anderer Mann ihr Vater war als derjenige, den sie als ihren Vater kannte – und der eindeutig der Vater ihrer Schwestern war. Warum sah sie so anders aus als die anderen? Warum hatte sie diese Schmerzen nicht?

Beide ihrer Eltern waren schon verstorben, sie konnte sie nicht mehr fragen. Der Vater verunglückte tödlich während der Bauten am neuen Wasserkanal in den Bergen oben. Naira, ihre Mutter, hatte wieder einen Mann gefunden, der sich auch der Kinder annahm. Damals waren sie aus ihrer Höhle hoch in den Bergen oben nach *Aguatavar* gezogen, in die *vivienda*, in welcher sie jetzt wohnte. Der Stiefvater war ganz nett gewesen, er hatte den ganzen Tag *puros*, Zigarren geraucht und Wein getrunken. Er hatte einen großen Weinberg. Es wuchsen rote Trauben, speziell gut weit oben in den Bergen, so dass einige ihren eigenen Wein herstellen konnten. In den *tea*-Fässern gelagert, bekam dieser einen harzigen Geschmack, den alle mochten. Er hatte auch schon drei Kinder, als letztes einen Sohn, während dessen Geburt seine Frau verstarb. Der Sohn, der ein Allesflicker wurde und damit viel Geld verdiente, erbte den Weinberg – und sie die *vivienda*. Da waren ihre Schwestern schon verheiratet gewesen – und sie hatte sich mit Agustín in die *caldera* aus dem Staub gemacht, wo sie blieben, bis Agustíns Vater, der *profesor*, Schulmeister, der Zetermordio schrie, als sein Sohn nicht mehr nach Hause kam, ihnen wieder gnädig gesinnt war. Als er vernahm, dass Tenesoya im siebten Monat schwanger war, änderte er seine Meinung. Dem

kleinwüchsigen Agustín konnte ja nichts Besseres passieren, als eine so schöne Frau an seiner Seite zu haben.

Andererseits hatte sie im Laufe der Jahre beobachtet, dass sie die einzige war, welche *costumbresacostumbres*, Gewohnheiten, aufgeben konnte, sobald sie eine als schädlich empfand. Sie sah darin einen Zusammenhang mit dieser unheimlichen Krankheit. Zum Beispiel hatten ihre Schwestern, Nichten und Neffen sich alle angewöhnt, traurigen Gedanken nachzuhängen, ja, sich in diese zu vertiefen. Auch bemerkte sie bei ihnen eine Art Verhärtung, was Meinungen anging, darüber, was rechtens sei und was nicht. Diese Meinungen hatten sie aber einfach irgendwann einmal angenommen. Wenn einer ehrlich zu sich selbst war, wusste er doch ganz genau, wann er log oder nicht, oder etwas tat, was ihm oder einem anderen schadete. So auch bei den Meinungen, die nicht jedem gerecht wurden, die sollte man doch überdenken. Alle fanden, dass man sich *costumbresacostumbres* nicht abgewöhnen könne. Hatte sich einer angewöhnt, *puros* zu drehen und sie zu rauchen, oder ein Glas Wein zum Essen und in den Bars zu trinken, tat er das wohl sein Leben lang. Es gab auch solche, die nie ohne Hut nach draußen gingen, ob die Sonne nun schien oder nicht. Das war ja alles auch weiter nicht schlimm. Es tranken fast alle mal ein Glas zu viel in den *bodegas*, Weinkellern, oder an den Dorffesten, aber das waren noch keine *vicios*, Laster.

Wie es um jene stand, welche *vicios* hatten, war sie sich nicht sicher. Die hatten sich durch die Wiederholung derselben Bewegungen, Gedanken und Gefühle schon einen eigenen Geist kreierte, der ihnen befahl, immer weiter dasselbe zu tun, denn dieser war nur daran interessiert, dass er gefüttert wurde. Eines Tages flüsterte der Geist ihnen dann ein, dass er unüberwindbar sei.

Hatten sie ein schlechtes Gewissen wegen ihrer *vicios*, war das der Preis, den sie bezahlten – um dasselbe wieder zu tun, anstatt damit aufzuhören.

Nur wenn es ganz schlimm um sie stand, konnten sie herausfinden, dass sie stärker sind als alle diese selbst erzeugten Geister. Vielleicht, wenn sie die Todesangst bewusst erlebten, und doch noch etwas Liebe zu der eigenen Welt oder in der eigenen Welt für sie da war. Aber das war ja dasselbe. Sie hatte das schon als junge Frau in den Felswänden und oben an vermeintlich unüberwindbaren Wasserfällen in der *caldera* erkannt. Wenn sie sich selbst verzieh, dass sie das, was sie vor sich sah, in ihrer Welt haben wollte, und es akzeptierte, konnte sie wieder an ihre inneren Kräfte glauben. Es gab immer einen Ausweg!

Auch der Freitod war einer – vorausgesetzt, der Geist verließ den Körper mit einem bewussten Entschluss, bevor dieser zerschmettert oder sonst wie verändert wurde, so dass man ihn nicht mehr bewohnen konnte. *Tanausú* hatte das so gemacht, der Held der Guanchen-Sage, der die Freiheit seines Geistes der Sklaverei als Mensch vorzog. Er hatte den Tod überwunden. Sein

Geist war in die Freiheit gesprungen, bevor sein Körper verhungerte, auch wenn der immer noch sprach. Sein Geist begleitete sie immer. Und je mehr sie sich selbst vertraute, desto mehr liebten die Leute sie.

Vicios fingen mit Gewohnheiten an!

Sie glaubte nicht, dass man *costumbres acostumbres* nicht aufgeben konnte. Man hatte sich etwas angewöhnt, also konnte man es sich auch wieder abgewöhnen! Plötzlich schien es dann zu spät zu sein. Aber auch ein solcher Geist konnte für etwas gut sein. Diese Menschen wollten eine bestimmte, ganz tiefe Erfahrung machen in ihren Leben, das wusste sie auch. Auch mit besonderen, nützlichen Fähigkeiten kreierte man sich solche Geister.

Warum aber das Schlimmste abwarten, wenn man denn schon merkte, dass sich Leiden und Schmerzen anbahnten?

Sie sah das alles rundum sehr genau, hütete sich jedoch immer mehr, mit jemandem von ihrer Familie darüber zu sprechen. Die wurden alle gleich noch trauriger, oder bekamen sogar Schmerzen, wenn sie davon sprach, auch wenn sie vorher keine hatten, und ohne sich körperlich angestrengt zu haben. Sie machten sich gleich steinhart und atmeten kaum mehr. Ihr taten auch die Kinder so leid, die immer wieder von ihren Eltern hart geschlagen wurden. Wie sollten sie Vertrauen in sich selbst lernen? Aber es war so normal, sie konnte nichts dagegen tun.

Tenesoya beobachtete, welche Kräuter um die Häuser der Menschen wuchsen. Das wechselte nämlich über die

Jahre und hatte seine Bedeutung. Dies war doch einfach klar. Die Menschen kamen irgendwie aus dem Gleichgewicht, und die Pflanzen in ihrer Welt versuchten, das auszugleichen. Aus diesen Pflanzen, die um ihr Haus herum wuchsen, sollten sich diejenigen, die dort wohnten, *infusiones*, Kräutertees, herstellen. Das würde ihnen helfen, aus dem Gleichgewicht gekommene Energien wieder ins Lot zu bekommen. Davon wollten viele nichts wissen. Sie tranken lieber weiter wie gewohnt ihren Kaffee, man konnte es ihnen auch nicht erklären. Sie hatten vergessen, dass jeder Mensch in seiner eigenen, lebendigen Welt lebt und wirkt.

Auch Víctor verspürte diese Schmerzen, die kamen und gingen wie sie wollten, aber er ließ sich nichts anmerken. Dagegen war wohl kein Kraut gewachsen, auch wenn Tenesoya das meinte. Ana hatte es einmal einem *curandero*, Heiler, der vorbei kam, erzählt, aber die verordnete *infusion de manzanilla*, Kamillentee, konnte ihr auch nicht helfen. Der Ratschlag und die Kamillen hatten einen ganzen *duro* gekostet, der umsonst ausgegeben wurde. Das war hart!

Endlich war das rechteckige Häuschen, in welchem sie nun dauerhaft wohnen konnten, fertig gebaut. Nun war es auch außen herum verputzt und mit weißer Kalkfarbe angestrichen. Víctor hatte das zusammen mit einem Freund gemacht, der etwas davon verstand. Mit dem

Verputz wurden auch viele Ritzen gefüllt, so dass der Wind nun viel weniger durch das Haus zog.

Prompt kam nun der *picoleta*, Pickelchen, der Dorfpolizist vorbei und verkündete:

„Jetzt habt ihr ein fertiges Haus und müsst Haussteuern bezahlen!“

Don Gregorio ärgerte sich maßlos, er hatte das nicht gewusst. Sicher hätte er das Haus nicht verputzen und streichen lassen, wenn er es vorher erfahren hätte!

„Geh zu Ana und schau, ob sie dir das bezahlt!“, schnauzte er Picoleta an.

„He, he, *tranquillo*, ruhig, ich tue nur meine Pflicht. Aber wenn ihr nicht bezahlt, kommt irgendwann ein *godo* und nimmt dir das Haus weg!“

Ana, der armen, wurde übel. Es war ihre Schuld, denn sie hatte darauf gedrängt, dass es gemacht wurde.

Das Häuschen aber war nun viel hübscher, und Don Gregorio ging später, als er das Geld zusammen hatte, ganz stolz die Steuern bezahlen.

Über der Feuerstelle vor dem Haus hatte es jetzt ein Blechdach, so dass bei Regen im Trockenen gekocht werden konnte. Im Haus war nicht genügend Platz, um sich miteinander um den Tisch zu setzen. Das Essen wurde da hingestellt, und jeder holte sich unter Anas Aufsicht etwas in seinen Teller. Dann setzten die Kinder und Ana sich auf die Mäuerchen vor dem Haus und aßen dort. Wenn es regnete, aßen sie nacheinander, oder stehend, in der Kammer. Wenn es kalt war, hatten alle ihre dicksten Jacken an.

Von dem Raum mit dem Tisch und neben der Vorratskammer führte ein schmaler Flur nach hinten, wo es eine richtige Toilette gab. Das Abwasser, welches, noch sauber, in einem Eimer daneben bereitstand, floss durch die Toilette in einen extra tief gegrabenen *pozo negro*, schwarzes Bohrloch, welches bis tief zu den porösen Steinen hinunter ausgebuddelt und mit einem Zementdach zugedeckt worden war. Papier oder anderes, was nicht vermoderte oder durch die Steine fließen konnte, durfte man nicht dort hinein kommen lassen, sonst verstopfte der *pozo*. Das war überall so. Selbstverständlich warf niemand so etwas da hinein.

Rechts und links des Flurs waren zwei Zimmerchen mit Eisenbetten und mit *pinillos* gefüllten Matratzen. Ein Zimmer für die Eltern mit einem Schrank. Das andere für die Kinder. Da war kein Platz zwischen den Betten. Das war alles.

Waschen konnten sie sich im hinteren Hof, sie seiften sich ein, wenn es Seife gab, und übergossen sich mit kaltem Wasser.

Zum Meer hin hatte das Haus keine Fenster. Jedes Zimmer hatte nur ein kleines aus einfachem, dünnen Glas im vierteiligen Holzrahmen. Die Eingangstüre aus Holz gegenüber dem Flur war gegen den Fußweg gerichtet, der zum Karrenweg führte. So konnte man sehen, wenn jemand den Weg herunter kam. Sie stand meistens offen, nur des Nachts nicht. Wenn Besuch kam, wurde die Türe sowieso nie geschlossen, auch wenn es wie aus Krügen regnete und kalt war, denn das

wäre unanständig gewesen. Man hätte meinen können, dass einer dem Gast etwas antun wollte, was andere nicht sehen durften. Zu zweit in einem geschlossenen Raum wurde es gleich beiden äußerst unangenehm zumute. Außer natürlich, es war ein Liebespaar. Lud eine Frau einen Mann in ihr Haus und schloss die Türe – ja, dann war die Sachlage klar.

Auf alle Böden waren einfarbige Kacheln geklebt. Bunte oder solche mit Muster hätten viel zu viel gekostet. Darunter war eine dünne Schicht Sand-Zement-Gemisch, das auf dem Naturboden verteilt worden war. Weil der Boden sich ständig leicht bewegte, lösten sich diese Kacheln bald und fingen an zu klappern. Doch daran gewöhnten sie sich. Man wusste dann auch immer, wer wo herum lief, weil man es hörte.

Das flache Dach, aus richtigem Stahlbeton, hielt die ersten Jahre auch den winterlichen Regengüssen stand. Später musste es einmal im Jahr neu gestrichen werden. Vom Dach aus hatte man eine weite Sicht rundum, aufs Meer und auf die Berge, aber kaum jemand kletterte dort hinauf, wenn es nicht notwendig war.

Endlich waren auch überall die nachbarschaftlichen Vereinigungen für die vom Hauptkanal abzweigenden Wasserrohre gegründet, diese fertig verlegt und die Verteilerhäuschen montiert worden. Jetzt konnte sich jeder Haushalt Wasser bis zum Haus leiten lassen – wenn denn Wasser-Rechte vorhanden waren.

Die privaten Durchlaufsrecht-Organisationen hatten aber wenige und in jeder Region andere Regeln. So kauften sich einige, die sich das leisten konnten, mehrere dieser Durchlaufrechte und hatten auch schon mehrere Wasserrechte, die sie weiterverkauften oder vermieteten, obschon Letzteres von *Minaderos*, der großen, neuen Wasser-Gesellschaft des Hauptkanals, verboten war. Diese Vermietungen wurden deshalb einfach nirgends zu Papier gebracht. Aber klare mündliche Abmachungen wurden durchaus eingehalten. Na ja, früher war das so, aber immer öfter auch nicht mehr.

Wenn man sich mit den Leuten gut stellte, ging alles einfacher. Die besten Übereinkommen wurden an den Feten der Männer in den *bodegas* angebahnt. Don Gregorio kam aber nicht mit allen gut aus, ja es gab einige, mit denen redete er nach einem unliebsamen Vorfall sein ganzes Leben lang nicht mehr.

Immerhin hatte es schon bald am Karrenweg einen öffentlichen Brunnen gegeben, zu dem die Kinder abwechslungsweise hinauf geschickt wurden, um Wasser zu holen. Er war nicht allzu weit weg von ihrem Haus. Es floss aber so wenig aus dieser Röhre, dass sie immer lange warten mussten, bis ein Eimer voll war. Doch sie gingen gerne, denn das war auch unterhaltsam. Auch einige andere hatten noch keine Wasserleitungen bis zu den Häusern gehabt. So erfuhren sie beim Brunnen die Neuigkeiten, dort wurde immer gescherzt und gelacht. Den Kindern war es egal gewesen, dass sie

lange kein Wasser im Haus hatten. Denn die Waschprozeduren, welche danach öfter befohlen wurden, sagten ihnen nicht gerade zu.

Ana hatte von ihrer Mutter Naira zwei Wasserrechte geerbt. Bestes Quellwasser. Naira hatte zwei geschenkt bekommen, als ihr Mann beim Bau der ersten Kanäle tödlich verunglückt war. Ein Recht ergab durchschnittlich 2.5lt laufendes Wasser pro Minute! Im Winter floss mehr, im Sommer weniger. Aber ohne Leitung hatte es ihnen nichts gebracht. Das Wasser dieser Rechte lief lange einfach in die Stadt hinunter. Es war anzunehmen, dass einer davon erfahren hatte, und das Wasser in der Stadt vermietete. Es entzog sich ihnen aber, wie und wem. Niemand wollte zuständig sein. Etwas zu fordern war auch nicht ihre Art und wurde möglichst vermieden.

Naira hatte diese Rechte Ana überschreiben lassen, weil sie die Älteste war. Sie hatte ja auch keine Söhne gehabt. Ana war deswegen eine begehrte Partie gewesen, auch wenn sie nicht die Allerhübscheste war. Aber auch Don Gregorio war eine gute Partie, da er viel Land besaß. Das passte doch prima.

Zwischen Ana und Don Gregorio stimmte aber etwas einfach nicht.

Sie war selbst schuld, das wusste sie, dass sie – wie ein *pollito*, Küken, welches sich zu weit von der Henne entfernte und von einem Raubvogel gegriffen wurde – alleine und heimlich zu ihm in seine Höhle geschlichen war.

Aber anstatt sachte anzufangen miteinander zu reden, wie sie von anderen hörte, dass sie das mit den Jungs, die ihnen gefielen taten, forderte er sie auf, mehrere Gläser von einem starken Schnaps zu trinken. Solchen hatte sie noch nie vorher probieren dürfen. Aber sie tat, was er sagte.

Andere junge Männer luden ihre auserwählten ein, vor dem Hause der Mädchen zusammen auf ein Mäuerchen zu sitzen, wo alle sie sahen. Vielleicht buk die Mutter auch noch *palomitas*, Popcorn, welche sie, wie zahme *pollas*, während des Gesprächs zusammen picken konnten.

Es war ihr schon etwas unheimlich vorgekommen, dass Gregorio sie in seine Höhle einlud. Aber die Neugierde hatte sie gepackt. Sie war nie zuvor dort gewesen. Sie wusste aber schon, wo diese war, und auch, dass sein Vater vor einem Jahr gestorben war, und dass er nur einen jüngeren Bruder hatte, den man nie sah.

Vermutlich war der in Kuba geblieben. Von dort sei sein Vater mit Gregorio reich in die Heimat zurückgekommen, sie hätten viel Land kaufen können, gleich neben der Höhle, die schon lange im Besitze dieser Familie gewesen sei. Und dass seine Mutter schon lange tot war, wusste sie auch. Diese sei auf Kuba gestorben. In der Messe war er nur selten zu sehen gewesen. Ana kannte ihn also nur *de vista*, vom Sehen. Sie sahen sich ja alle irgendwann. Aber wenn es hieß, dass man jemanden *de vista* kannte, bedeutete das, dass man sich im Besonderen wahrgenommen hatte.

Sie hatte zwar von Freundinnen vernommen, dass er manchmal *mala leche*, schlechte Milch verbreite. Das waren Menschen, die einem ein schlechtes Gefühl übermittelten. Wenn man innerlich nicht stark genug war, konnte einem so etwas tagelang anhängen. Fast so schlimm wie *el mal de ojo*, der böse Blick.

Doch solange sie das nicht selber erlebte, glaubte sie es nicht. Man sollte ja auch nicht alles glauben, was die Leute so redeten.

Sie und Gregorio hatten schon, sozusagen, Energien ausgetauscht, wenn sie einander im Dorf etwas näher kamen. Dabei war jedes Mal ihr Blut in Wallung geraten, und ihr war ganz heiß geworden.

Wenn es hieß, dass ein Junge und ein Mädchen *están hablando*, miteinander sprachen, dann wussten alle, dass sich etwas zwischen ihnen anbahnte. Dieses Energie-Austauschen war bereits so etwas wie sprechen. Das war schon viel intimer, als jemanden nur *de vista* zu kennen. Wenn ein solcher Austausch zwischen zwei Menschen stattgefunden hatte, begegneten sich diese mysteriöserweise auch bald wieder.

Sie wollte also früher oder später anfangen, mit Gregorio mit Worten zu reden. Sie war siebzehn Jahre alt, als dies geschah.

Am Morgen nach einem Dorffest mit Musik und Tanz und mit Kiosken, die entlang dem Karrenweg aufgestellt wurden, geschah es dann, dass er sie ansprach. Beim Tanz hatte sie ihn nur von weitem gesehen, darüber war sie etwas enttäuscht gewesen. Er tanzte nicht.

Sie hatte bei einer Freundin übernachtet und war auf dem Weg nach Hause. Da stand er an einem Kiosk, fast schon am Dorfrand, der immer noch in Betrieb war, und trank etwas. Er drehte ihr den Rücken zu. Sie getraute sich nicht, sich bemerkbar zu machen. Er aber wusste, dass sie es war, die da heran kam. Als sie gerade hinter dem Kiosk durch gehen wollte, in der Hoffnung, dass er sie so sehe, drehte er sich um und raunte ihr kurz zu, ja befahl:

„Komm morgen Nachmittag zu mir!“

Er wohnte in einer großen *cueva*, einer der wenigen, die noch bewohnt wurden. Diese wollte sie unbedingt sehen. Also meldete sie zu Hause, dass sie zum Essen eingeladen sei. Naira hatte schon etwas eigenartig geschaut. Zum Essen eingeladen?? Aber sie ließ sie gehen.

So schlich sie zu der *cueva* von Gregorio.

Als ihr von dem starken Branntwein schon etwas schwindlig wurde, packte Gregorio sie, zog sie auf ein Lager und nahm sie einfach. Ana hatte sich nicht gegen ihn wehren können, er war viel stärker als sie. Schreien hätte auch nichts gebracht an diesem einsamen Ort. Sie war auch wie gelähmt vor Schreck gewesen. Dann aber hatte sie geweint.

Nun wusste sie, was *mala leche* bedeuten konnte!

Als sie nicht aufhörte mit Weinen, sagte Gregorio:

„Ich werde dich heiraten – und dir auch einmal einen besonderen Wunsch erfüllen.“

Sein Vater hatte ihm gesagt, dass er das so machen müsse, wenn er eine Frau wolle. Er wollte Ana. Er wusste von den Wasserrechten, die ihr überschrieben worden waren. Sie würde ihm gehorchen, das merkte er, das musste so sein. Eine Rebellische wollte er nicht. Und er hatte viel Land. Viel Wasser wäre für alles Mögliche gut zu gebrauchen.

Ihr blieb also nichts anderes übrig, als ihn sofort zu heiraten. Vielleicht hätte sie es ja sogar freiwillig getan, aber Gregorio hatte sie eben weder gefragt, ob er sie anfassen, noch gar sonst etwas mit ihr machen dürfe, und ob sie das so auch wolle. Dieses Geschehen war etwas, das Ana mit ins Grab nahm.

Nur Víctor ahnte mit der Zeit etwas von diesem Geheimnis, obschon, oder auch gerade weil Ana ihm strengstens ganz anderes beibrachte, wie er eine Frau behandeln müsse: Mit Respekt!

Er sah aber nie, dass Gregorio sich mit Ana respektvoll verhielt. Dieser schien immer nur an sich selbst zu denken.

Don Gregorio und die wachsende Familie hatten lange gar nichts von ihren Wasserrechten. Die Rohre hatten sie zwar längst gekauft und von ihrem Haus bis zum entsprechenden Wasserverteilungshäuschen verlegt. Da arbeitete Víctor schon überall mit. Wasserrohre verlegen, biegen und Gewinde drehen und zusammenfügen konnte er bereits sehr gut. Aber das brachte nichts. Die Rohre waren schon etwas verrostet bis zu dem großen Tag, als Gregorio sich zähneknirschend damit einverstanden erklärte, was

Agustín schon lange an einer Fete in einer *bodega* eingefädelt hatte: Es war ihm gelungen, jemanden zu überreden, ein Wasserdurchlaufsrecht für Don Gregorios Familie abzugeben, und dafür ein bisschen mehr Wasser für sich selbst abzuzweigen. Gregorio hatte sich lange dagegen gesträubt, aber dann hatte er vernommen, dass sich unterdessen die Preise für die Durchlaufsrechte verdoppelt hatten. Das verlorene Wasser würde er bei Nacht und Nebel irgendwann beim Wasserhäuschen schon wieder in seine Leitung leiten. Er wusste jetzt, wie das zu bewerkstelligen war. Agustín fand auch heraus, bei wem sie die Wasserrechte einfordern konnten, denn es gab jetzt ein Büro in Los Llanos, wo man sich hin wenden konnte. Er ging auch da hin mit den verbrieften Rechten – und tatsächlich floss bald darauf das Wasser bis zu ihrem Haus!

Nun war reichlich von diesem „flüssigen Gold“ da. Doch bevor es zu Münzen wurde, musste hart gearbeitet werden. Auch jetzt wäre niemandem in den Sinn gekommen, Wasser zu vergeuden. Nur was Ertrag brachte, hatte für Don Gregorio einen Wert. Er erlaubte aber jetzt Ana erstmals, ein paar Pflanzen, welche nichts Brauchbares erzeugten, zu pflegen. So hingen vom Vordach im Hof bald ein paar Körbe mit Farnstauden, von den Bergen heruntergebracht, und wilde Geranien blühten bei den Mäuerchen rund um das Haus. Es kam sehr viel Wasser, im Winter fast zu viel. Sie bauten einen großen Wassertank, wie fast jeder Haushalt einen hatte, um das andauernd fließende Wasser zu sammeln, und vergrößerten die *huertas* rund

um das Haus. Auf das Land unten an der Küste, mit dem *pajero*, ging kaum noch jemand. Es verwilderte vollständig. Die Wasserleitung bis da unten zu verlegen wäre viel zu aufwändig gewesen.

Eines Tages kam Agustín vom Dorf mit einer schlechten Nachricht zu Ana:

„Paloma sei gestorben, erzählte Odong!“, sagte er.

Ana fuhr zusammen, „Oh mein Gott! Paloma?“

Sie kannten alle nur eine Paloma, Taube, eine von Anas Schwestern. Sie hatte sie schon viele Jahre nicht mehr gesehen, nur gehört, dass sie drei Töchter geboren habe.

„Ja, Paloma. Und sie sei schon beerdigt worden.“

„Sie ist doch noch jung, was ist ihr denn geschehen?“

„Das wusste Odong nicht.“

Paloma hatte sich mit einem Mann von *allá*, von drüben, (mit einem Fingerzeig), der anderen Seite der Insel verheiratet. Niemand hatte diesen Mann vorher je gesehen und niemand wusste, woher er war, als er an einem Dorffest auftauchte. Er heiße Sebastián und sei von *San Isidro*, hatte er gesagt. Diese Gegend war noch viel einsamer gelegen als *Aguatavar*, und so weit weg! Es kannte auch niemand jemanden, der in *San Isidro* wohnte und über den Sebastián etwas erzählen konnte. Was war nur mit ihr los gewesen, dass sie mit ihm ging! Meistens verdunkelten dort auch noch dichte Nebelschwaden die Sonne. Fast noch schlimmer als in *Tinizara*, dem letzten *barrio* von *Tijarafe*, etwas weiter nördlich von *Aguatavar*, vor dem riesigen *barranco*

Garome, bevor das Gemeindegebiet von Puntagorda, dem dicksten Punkt der Insel, begann. Dort kroch im Winter manchmal die *brisa* die Küste hinauf und blieb in *Tinizara* hängen, weswegen dort kaum jemand wohnen wollte, auch wenn das nicht immer so war. Aber in *San Isidro* schien nur ganz selten einmal die Sonne, sagten die Leute. Dort sammelten sich zudem die schweren Wolken, bevor sie über die *cumbre*, den Berggipfel ins *valle* hinunter flossen. Die Liebe, oder was auch immer, war eben stärker gewesen.

Es gab schon einen Grund, weshalb diese Schwester, die Zweitälteste, von Tijarafe weg wollte. Paloma war nämlich sehr eifersüchtig auf Ana gewesen, weil diese die Wasserrechte bekommen hatte, und auch auf Tenesoya, die dritte, welche die Hosen an hatte und so außergewöhnlich schön war. Sie hatte sich immer benachteiligt gefühlt. Der *cura* hatte das Paar kurz nach dem Dorffest heimlich vermählt – und sie zog gleich danach mit diesem Sebastián von dannen.

Jetzt schien sie also gestorben zu sein. Wie immer, wurde ein Leichnam einen Tag nach dem Tod beerdigt, das heißt, die Körper wurden in den Särgen in große Mauern auf Friedhöfen über- und nebeneinander einzementiert. Die Klimaverhältnisse sowie die steinigen Böden ließen nichts anderes zu.

Auch war der Glaube verbreitet, dass die Seelen am jüngsten Tag auferstehen werden, in ihren alten Körpern.

Als es noch keinen Zement gab, hätte man die Toten nach *La Palma* bringen sollen, was aber von weiter her kaum jemand tat. *Santa Cruz de La Palma*, die Hauptstadt, wurde von den Einheimischen nur *La Palma* genannt. Für manche war diese Strecke einfach viel zu lang. Sie machten sich zwar auf den Weg, ließen die Leichname dann aber unterwegs in tiefen, abgelegenen Naturhöhlen zurück.

„Noch etwas hat Odong erzählt“, sagte Agustín nach einer Weile. „Sebastián sei noch vor der Beerdigung nach der Insel *Rumania*, Rumänien ausgewandert! Die *Guardia civil* habe ihn auf La Gomera gesucht. Es habe ihn auch in San Isidro niemand gekannt. Nur einer habe mit ihm Kontakt gehabt und gewusst, dass er Paloma immer nur gepfiffen habe, wenn er etwas von ihr wollte. Deshalb und wegen seines Namens hätten sie gedacht, ihn auf La Gomera zu finden, wo die Menschen sich über die tiefen *barrancos* pfeifend unterhielten.“

„Warum denn die *Guardia civil*?“, fragte Ana. Agustín antwortete nicht.

Schande über denjenigen, der Böses aussprach.

Ana seufzte.

„Wo sind die Mädchen?“, fragte sie dann besorgt.

Es wanderten so viele aus, aber die meisten suchten jetzt in Venezuela ihr Glück. Dort gebe es viel Wasser und satte, grüne Wiesen und viele Möglichkeiten, zu arbeiten. Wenige kamen auch mehrere Jahre später sehr reich wieder von dort zurück in ihre Heimat. Aber von

jemandem, der nach *Rumania* gegangen war, hatten sie noch nie gehört, dass er zurückgekommen sei.

Einige hätten sich auch auf den Weg zum Hafen gemacht, um auszuwandern, hätten aber das Vorhaben wieder aufgegeben, weil sie nicht gewusst hätten, dass die Welt so groß ist, als sie zum ersten Mal vor sich den ganzen Weg vom Nordosten der Insel La Palma bis zum Hafen vor sich sahen, erzählte man sich.

Dort an der Nordspitze hätten sich jedoch Fremde, *franceses*, Franken niedergelassen. Das mussten ganz Verrückte gewesen sein, oder Kriminelle, die sich versteckt halten mussten. Er hätte mit den Kindern ja dorthin gehen können, wenn er etwas zu verheimlichen hatte.

Sebastián sei aber einfach verschwunden, vielleicht war es auch nur eine Vermutung von jemandem gewesen, dass er nach *Rumania* reisen wollte.

Ana war äußerst beunruhigt. Sie überredete Gregorio mit ihr ins Dorf und in die Bar von Odong zu gehen. „Kennst du einen, der von *Rumania* zurückgekehrt ist?“, fragte sie jeden, den sie traf.

Aber die Leute wichen mit ihren Antworten nur der Frage aus. Viele hatten noch nie etwas von *Rumania* gehört, aber das gaben sie nicht einfach so zu. Aber eine andere Schreckensnachricht erfuhren sie:

Die Kinder seien, als sie endlich weinend und halb verhungert in dem einsam gelegenen Haus in *San Isidro* gefunden wurden, in ein Waisenhaus nach *La Palma*

gebracht worden. Man flüsterte sich auch zu, dass dort ganz schlimme Dinge passierten.

Nun sagte Ana, ganz laut in der Bar: „Gregorio, wir gehen sofort nach *La Palma*, ins Waisenhaus, und besuchen die Mädchen!“

Gregorio wusste nicht mehr ein noch aus.

Odong, der seine Bedrängnis wahrnahm, erzählte nun Ana, was da alles auf sie zukommen könnte:

„*La Palma* ist eine ganz mühsame Reise entfernt von Tijarafe!“

So erfuhr Ana zum ersten Mal, was das für eine Reise war:

„Um da rüber zu kommen, muss man von *Aguatavar* nicht nur zuerst durchs Dorf und in die Ebenen hinunter, sondern auch noch über *el paso*, die Stufe.“

Ein kleineres, eher flaches Gebiet, wie eine überdimensionale Treppenstufe über dem Städtchen Los Llanos.

Odong trank einen Schluck Wein und fuhr weiter mit seiner Beschreibung:

„Bei *el paso*, wo auch ein kleines Dorf ist, das El Paso heißt, kann man sich nicht mal ausruhen, denn dort gibt es ganz viele *lenguas malas*, böse Zungen. Da hinein zu geraten ist keinem zu empfehlen.“

Deshalb, und vielleicht auch noch wegen anderem sagten manche: *El Paso es para pasar*, El Paso muss man hinter sich lassen. Ana verstand das nun.

„Bis zum Bergrücken hoch ist es von dort immer noch sehr weit und steil“, fuhr Odong weiter. „Wenn einer Pech hat, muss er auch noch gegen heftigste Fallwinde laufen.“

Oben dann gibt es einen dunklen Tunnel, welcher unter der *cumbre* durchführt. Diesen zu umgehen ist nicht möglich, denn oben auf der *cumbre* gibt es unüberwindbare Hügel aus kleinen, runden, schwarzen Steinchen. Man kann darauf kaum gehen. Es sind die Überreste eines Vulkanausbruches, noch zu Zeiten der *guanches*. Dort oben ist auch immer die Gefahr, dass ein Vulkan ausbrechen könnte!“

Das war ja wohl ein bisschen übertrieben, aber Hauptsache war, Ana gab ihr Vorhaben auf.

Je grösser ihre Augen wurden, desto wichtiger kam sich Odong vor. Don Gregorio stand daneben und nickte von Zeit zu Zeit.

Der Bergrücken durchzog die ganze Insel, vom *Roque de los Muchachos* in einem Bogen um die *caldera* bis ganz in den Süden, nach *Fuencaliente*, heiße Quelle, wo die vor noch nicht so langer Zeit ausgebrochenen Vulkane ihre schwarzen Spuren hinterlassen hatten, bis hinunter an die Küsten. Sie gaben immer noch Schwefeldämpfe von sich. Vor allem um das Dorf *Las Manchas*, die Flecken. Aber dort wohnten schon wieder Menschen.

„Wenn einer endlich im Tunnel ist“, redete Odong weiter, „tropft es von oben, und den Wänden entlang läuft die ganze Zeit Wasser herunter, so dass der Boden immer ganz nass ist. Da modern dunkle Geister vor sich hin! Wenn einer ins Hospital muss, gibt es auch keinen anderen Weg. Da kann er sich schon im Tunnel den Tod holen. Danach muss man durch dicken Nebel und fremde, dichte Wälder viele Kurven ganz steil runter. Immerhin sind dort die Karrenwege in einem etwas besseren Zustand.“

Ana gab es auf, jetzt gleich aufzubrechen. Gregorio war erleichtert.

Doch nun fing sie an herumzufragen, ob es jemanden gebe, der die Strecke mit einem Wagen fuhr, wo man mitfahren könnte. Aber niemand wusste von so einem Glücksfall.

Don Gregorio kannte auch niemanden, der ein Fahrzeug hatte.

Odong verzog sich in die Küche. Er musste bald einmal zur Fähre in den Hafen von *La Palma*, und hatte schon alles organisiert, aber er hatte keine Lust, Gregorio und Ana dahin mitzunehmen.

„Dann müsste man ja auch noch irgendwo übernachten“, gab Gregorio zu bedenken. Es schien einfach unmöglich, die Mädchen besuchen zu gehen.

„Vielleicht kommt Sebastián ja von *Rumania* zurück“, versuchte er sie zu beruhigen.

Es vergingen ein paar Monate, doch der Vater der armen Kleinen kam nicht aus *Rumania* zurück.

Nun ließen die Gedanken Ana aber keine Ruhe mehr.

„Es ist ein gottloses Verbrechen, die Mädchen im Waisenhaus zu lassen“, meinte sie, „man muss sie herholen. Die haben Familie!“

Gregorio wollte jedoch nichts davon wissen.

„Sie essen und scheißen“, war seine Antwort.

Doch Ana ließ nicht locker.

„Jetzt will ich deinen versprochenen Wunsch einlösen!“

Und, nachdem sie über sich selbst erschrak, dass sie diese Erinnerung heraufbeschwor, holte sie Luft und fügte gleich hinzu: „Das Wasser habe ich geerbt! Damit kann man alle sauber halten! Wo acht essen, können auch elf essen! Die Mädchen im Waisenhaus lassen ist viel schlimmer als ein bisschen Hunger und schlechter Geruch!“

So musste Don Gregorio nach langem Brummen und Räuspern auch einmal nachgeben.

Víctor trug ja auch bereits viel zu ihrem Unterhalt bei.

Endlich erbarmte sich Odong, die Mädchen bei seiner nächsten Reise auf dem Heimweg mitzubringen.

Da saßen dann die armen Zwergelchen still und erschrocken mit großen Augen auf der Bank hinter dem Küchentisch.

Die ganze Familie stand rund herum und schaute auf sie. Jeder dachte sich das Seine. Concha und Juanito, die etwa im gleichen Alter waren wie die Mädchen, fingen an zu weinen, und auch den anderen stiegen die Tränen in die Augen. Endlich stellte Ana einen großen Topf voll *gofio* auf den Tisch und eine Schale mit getrockneten Birnenschnitzen, die Tenesoya gebracht hatte.

Das Kinderzimmer war nun eindeutig zu klein geworden. So wurden die Eisenbetten in den Hof gestellt und am Abend die Matratzen am Boden über den Flur bis hin ins andere Kämmerlein nebeneinander aufgereiht, wo sie alle dicht aneinander gedrängt schliefen.

Ana nähte den Kindern von Hand Kleider aus den gebrauchten Säcken, in denen Zucker und *gofio* gelagert wurde. Ein derber Stoff, der andauernd kratzte auf der nackten Haut.

„Eines Tages werde ich eine Kuh besitzen!“, schwor sich Víctor. Er träumte davon, täglich einen großen Kübel voller Milch zur Verfügung zu haben, um den Hunger all der Schwestern und Cousinen, und auch des kleinen, armen Bruders stillen zu können. Im Gegensatz zu seinem Vater mochte er Tiere sehr.

Ein Reicher, der in *Tinizara*, dem Nebelloch, in einem großen Haus wohnte, wo viel *pasta* und Gras wuchs, besaß eine Kuh, und sogar noch ein Maultier. Dabei lebte er alleine, oder man sah seine Frau nie. Vielleicht hielt er eine im Haus eingesperrt, die nur Milch trank, mutmaßte Víctor.

In *Franceses*, Franzosen, an der äußerst wilden und steilen Nordküste, wo die Sonne monatelang nicht hinschien, habe das einer ganz am Meer unten gemacht, der habe seine Frau nur mit *pescado*, Gefischtem, gefüttert, hatte er sagen gehört. Der Mann habe den Geschmack von Fischen ganz besonders an ihr geliebt. Nicht einmal riechen durfte ein anderer sie. Da sei eine hohe Mauer mit abgeschlossenem Tor rund um das Haus.

Hoch erhobenen Hauptes reitend überholte der Reiche eines Sonntags, in glänzenden Kleidern und einem schwarzen, hohen Hut, die Familie, als sie alle zusammen zu Fuß auf dem Karrenweg zur Kirche ins Dorf Tijarafe marschierten. Niemand wusste genau, womit er so viel *pasta* verdiente.

„Warum hat der eine Kuh und wir nicht?“, fragte Víctor.

„Er hat etwas gelernt“, antwortete Ana.

Da war er noch ziemlich klein gewesen, aber *pasta*, was Kühe fraßen, wuchs im Winter auf ihrem Land an der Küste unten auch.

„Was hat er gelernt?“, wollte Víctor wissen.

„Er weiß, wie man Verträge schreibt.“

Sie befanden sich auf dem Karrenweg, der auch der Schulweg der Kinder war. Dolores öffnete ihn nach und sagte:

„Und ich hätte gerne einen Esel!“

Alle, außer Gregorio, lachten.

„*Toda la leche por aqui!*“, Alle Milch hierher! brummte er, als er sah, dass die Blicke von Ana und des reitenden Herrn sich streiften. Besitzergreifend packte Don Gregorio Ana am Ellenbogen und zog sie herb zu sich. Dies konnte alles vielerlei bedeuten, und die gute Laune war vorbei.

Der Reiche schaute verächtlich auf die kinderreiche Familie, schlug seinem Esel auf die Flanken, der zu traben begann und um die nächste Kurve des Karrenweges verschwand, eine Staubwolke hinterlassend.

Víctor hatte diese Szene nie vergessen, auch weil zwei Tage später an der Südspitze ihrer Insel wieder einmal ein Vulkan ausbrach, der mehr als drei Wochen lang Feuerfontänen in den Himmel spuckte und alles rundum mit Lava und Asche bedeckte. Das war 1971 gewesen. So wanderten sie bald auch mit allen anderen bis zu den Punkten, von wo aus man dem Schauspiel zusehen konnte. Zum Glück wohnte kaum jemand in der Nähe des Vulkans. Gott war den Bewohnern des Nordens gnädig. Sie spürten nur die etwas stärkeren Erdbeben. Die Asche, die in Los Llanos und El Paso alles mit einer feinen Schicht schwarzen Sandes überzog, flog mit dem Wind auch nur selten bis zu ihnen hoch.

Die Lava war bei einem früheren Ausbruch in Las Manchas auch um die *Ermita*, Einsiedelei/Kapelle des San Nicolás herum geflossen, sie blieb erhalten, was auch ein deutliches Zeichen Gottes gewesen war. Víctor jedoch studierte die ganze Zeit daran herum, was *toda la leche por aqui* alles bedeuten könnte.

Die Sonntage waren heilig, jedenfalls bis nach der Messe. Ana bestand darauf, an jeden erreichbaren Gottesdienst zu gehen. Auch bei allen Prozessionen, bei welchen die hölzernen Jungfrauen aus den Kirchen hervorgeholt und herumgetragen wurden, wurde mitgegangen. Alle möglichst sauber angezogen und gekämmt, wie von einer Kuh geleckt. Don Gregorio musste wohl oder übel mit, drängte jedoch gleich wieder nach Hause nach der Predigt, auch wenn die Kirchgänger alle noch miteinander vor den Kirchen oder Kapellen standen, stolz ihre schönsten Kleider trugen, plauderten und sich zusammengehörend fühlten.

Der *cura* war ein stattlicher, hoch gewachsener, angesehener, mächtiger Mann, der glorreiche Zeiten versprach, wenn man gottesfürchtig sei. Er war ein *godo*, der auf diese abgelegene Insel strafversetzt worden war. Es war dasselbe wie mit den Ärzten im Spital. Die Insel La Palma war das Abstellgleis, der Regierung in Madrid, zu der auch die Kirche gehörte. Der *alcalde*, Bürgermeister, wusste das schon. Hauptsache war aber, der *cura* hielt die heißblütige Jugend in Schach und verheiratete die jungen Paare, damit Anstand und Sitte herrschten auf

dem Gemeindegebiet. Auch sollte er den Leuten beibringen, nicht zu den *brujas*, den Hexen zu gehen, was der *cura* auch in jeder Predigt betonte.

Über diejenigen, die nicht so oft zur Kirche gingen, wurde schlecht gesprochen. Und wer gar nicht erschien, war mindestens ein *spiritista*, Spiritist oder eine *bruja*, oder ging zu solchen...

Es dachten nicht alle gleich über diese Leute. Einige gingen in die Kirche, aber auch zu den *brujas*.

Brujas und auch *brujos*, männliche Hexen, gab es fast in jedem Dorf. Sie wohnten in abgelegenen Häuschen und setzten ihre Kräfte ein, wenn man dafür viel Geld bezahlte. Die Zauber klebten unsichtbar an kleinen Marionetten, welche die Kunden kaufen und irgendwo aufhängen mussten. Es sollte Erfolg mit Geschäften bringen und vieles mehr. Auch mussten die Käufer dieser Zauberdinge kleine, zugeklebte Kistchen aus Holz ins Meer werfen, die Honig, Ziegenbutter, mondbeschiedenes Salz, oder alles zusammen, mit weiteren, eigenartigsten Zutaten vermischt, und eine Beschwörung enthielten, damit die persönlichen Wünsche in Erfüllung gingen.

Die *brujas* warfen geschliffene Hundeknöchelchen auf Tücher, auf welchen rätselhafte Zeichen gemalt waren. Weissagungen wurden gemacht, nachdem die Positionen der Knochen lange studiert wurden – und sie stimmten oft. Und wehe denjenigen, deren Wünsche ihnen ein paar Jahre später nicht mehr so wünschenswert vorkamen!

Vor *muñecas y mierda*, Püppchen und Scheiße, was ein geflügelter Ausdruck war, musste man sich in Acht nehmen!

Auch für Don Gregorio war es etwas vom Wichtigsten zu wissen, dass niemand schändlich über sie sprach. So schaute er auf die andere Seite, wenn er Leute traf, mit denen er nicht sprach, aber er ging sonntags mit zum Opferdienst. Als die Kinder grösser wurden, ließ er sie und Ana auch auf dem Kirchplatz in Tijarafe, wo es eine große Kirche gab, unter den Lorbeerbäumen auf dem Kirchplatz verbleiben, während er ein Bier trank in einer der zwei Bars im Dorf am Karrenweg. Über einen steilen Weg zwischen den Dorfhäusern hinunter, waren diese nicht weit entfernt. Man erfuhr dort überall die Neuigkeiten, die bislang nicht bis nach *Aguatavar* durchgekommen waren, was manchmal hilfreich war. Schmecken ließ er sich auch die stark gesalzenen *pinchos*, Spießchen. Das waren Häppchen, meistens in Öl goldbraun gegarte Kartoffeln, die so ganz süß wurden, oder gar mit *cártamo*, Kanarische Safran-Blüten, gelb gefärbte Fleischstückchen, auf Zahnstochern aufgespießt, welche den Gästen umsonst angeboten wurden. Sie tranken dann viel mehr. Alle sprachen andauernd über die anderen. Jeder kannte die Lebensgeschichte von jedem. Dorfgespräche auszutauschen und Fragen über andere zu beantworten war sozusagen Pflicht. Jeder Klatsch wurde sofort weiter erzählt, jede mögliche und unmögliche Frage wurde gestellt, immer hatte einer eine Antwort. Es hörten auch alle Gäste in der Bar mit, wenn einer

sprach. Früher oder später wussten alle fast alles über jeden. Die Essenzen der Geschichten waren wohl wahr, aber vieles wurde dazu gedichtet und ausgeschmückt. Nahm einer einem anderen das Versprechen ab, er müsse über ein Geheimnis schweigen wie ein Grab, konnte man doch nicht sicher sein, denn die *spiritistas* stellten sich vor die Friedhofsmauern und unterhielten sich mit den Verstorbenen.

Ganz allgemein galt deshalb, dass man nur das von sich selbst erzählen sollte, was andere auch wissen durften. Und nur das glauben, was man auch selbst gesehen oder erfahren hatte.

Die Neuigkeiten waren für manche aber auch lebensrettend. Die Menschen halfen einander, wenn jemand in Not war. Ohne dies hätten viele nicht überlebt.

Nach der Heimkehr wurde in Víctors Familie das Essen gegessen, das Ana schon am Samstag vorbereitet hatte, und danach wurde sogleich wieder gearbeitet, wenn Arbeit anstand.

Man zählte das Jahr 1974, als es im Zuhause von Víctor erstmals Elektrizität gab.

Von jeder Zimmerdecke hing nun in der Mitte eine nackte Glühbirne, welche die Nacht zum Tage machen konnte. Lampenschirme montierten sie keine, diese schluckten nur das Licht. Damit wurde aber ebenso nur sehr sparsam umgegangen, denn Elektrizität kostete ungeheuer viel. Jedem war bewusst, dass der Zähler lief, wenn man einschaltete. Der Erwerb eines Kühlschranks

oder eines Radios, oder gar eines Televisions- oder Musikgerätes blieben noch lange Wunschträume.

Eines Tages kam Víctor zu einem Welpen, welchen jemand eine Felswand hinab in den *barranco* werfen wollte, weil er schon genug Hunde hatte. Er unterschied sich von den anderen Kötern, die oft verschenkt oder ausgesetzt wurden.

Es gab überall viel zu viele *cans*, oder *perros*, Hunde. Früher hatte Víctor geglaubt, es gebe nur *cans* auf den *islas canarias*, den Kanarischen Inseln, also den Hunde-Inseln, zu welchen die Insel La Palma auch gehörte. Letzteres hatte er in der Schule gelernt.

Mit der Zeit aber fand er heraus, dass es wohl überall auf der Welt Hunde geben musste. Zurückgekehrte Auswanderer hatten völlig andere Rassen mitgebracht, welche sich mit der Zeit mit den Inselrassen vermischten und diese langsam aber sicher anders aussehen ließen. Es gab aber auch solche, die darauf achteten, dass gewisse Hunde ziemlich reinrassig blieben. Vor allem die kleinen, schwarz-weiß gefleckten *ratoneros* waren beliebt, weil sie *ratones*, Ratten fingen. Ratten gab es auch überall.

Wieder andere führten ihren großen Hündinnen Winzlinge zu, so dass man die eigenartigsten Hunde-Kreaturen herumlaufen sah.

Das Fell des Welpen hatte eine orangerote Farbe und würde länger wachsen, das sah man schon. Er hatte wuschelige, spitze Öhrchen und eine lange Rute. Das Hündchen, kaum sechs Wochen alt, schaute ihn an, als

ob es wüsste, dass Víctor ihm das Leben gerettet hatte. Es war ein *perro macho*, Rüde, keine *perra hembra*, Hündin. Das fand er sofort heraus. Víctor vermutete, dass es ein *garafiano* war, ein echter, reinrassiger Hütehund von *Garafía*, wo es sehr viele Ziegen gab. Diese Rasse sei so intelligent, dass sie die Namen der Ziegen kannten, und die genannten aus den Herden über weite Strecken herholten, wenn man sie dazu aufforderte, hatte er sagen gehört.

Er brachte den Welpen heimlich in die alte *cueva*, denn sein Vater mochte Hunde am allerwenigsten.

Der Weg in die *cueva* war unterdessen schon ganz mit hartem und stacheligem Gestrüpp und mit Wolfsmilch-Pflanzen zugewachsen, deren Saft einen roten Ausschlag auf der Haut verursachte, so dass ihn niemand mehr begehen konnte. Er hatte aber schon länger herausgefunden, dass es einen anderen Weg zur *cueva* gab, indem man von weiter unten über einen gefährlichen Steilhang zum Eingang kletterte, was niemand sonst wusste – meinte er. Er dachte, so würde niemand herausfinden, dass er da einen Hund hielt. Er hatte Pläne, sparte jede Pesete, um ein paar *cabritos*, Zicklein zu kaufen, welche er dort aufziehen wollte. Der Hund könnte ihm eines Tages das Ziegenhüten erleichtern.

Der schwere Tisch, die Bänke und die große Truhe standen immer noch in der Höhle. Er hatte schon alles Mögliche, was er vielleicht eines Tages brauchen könnte, dorthin gebracht. Die *cueva* war sein geheimes Reich. So nahm er das Hündchen unter seine Jacke,

kletterte die Wand hoch und band es am Tischbein mit einer Kette fest an.

Er stellte Fallen, in welchen ab und zu Kaninchen zappelten, so konnte er den Hund ernähren. Das war grausam, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, denn Don Gregorio lieh ihm sein Gewehr nicht aus.

Wenn er keine Kaninchen fangen konnte, zweigte er für den Hund von seinem *gofio* etwas ab. Weich und niedlich war der Welpen – und zeigte seine Freude, wenn Víctor zu ihm kam.

Man sollte Hunde nicht streicheln, und keine Zärtlichkeit für sie empfinden, so hatte er sagen gehört. Denn wenn sie starben... Hunde wurden auf La Palma nicht sehr alt. Doch der Welpen hatte es ihm angetan, und Víctor liebte es, mit ihm zu spielen.

Noch war Víctor zu eingeschüchtert, um sich gegen den Vater zu stellen, wenn dieser seine Mutter Ana schlug, was ab und zu geschah. Er setzte sich aber oft zu ihr, wenn sie leise vor sich hin weinte, doch er fühlte sich dann nur unendlich hilflos und tief traurig.

Nie würde er eine Frau schlagen, schwor er sich. Es musste doch einen Weg geben, wie man das Elend, das bei ihnen herrschte, lindern konnte. Man sollte viel Geld haben, das würde sicher schon mal helfen. Mit Ziegen konnte man nicht wirklich reich werden, das wusste er zwar schon. Vielleicht war sein Plan mit den Ziegen nicht der beste. Die meisten Wohlhabenden hatten etwas

mit dem Kopf gelernt. Vielleicht wusste der *cura*, wie und wo man das tun könnte.

Nach der nächsten Beichte, bei der er etwas erfinden musste, um es zu gestehen, nahm er seinen ganzen Mut zusammen und sagte zum *cura*:

„Ich möchte einen richtigen Beruf erlernen. Etwas, das man sich aneignen muss mit dem Kopf.“

Lesen, Schreiben und das Einmaleins hatte er in der Dorfschule ohne Schwierigkeiten gelernt. Bei seinem Vater hatte er auch gelernt, sehr schöne Steinmauern zu bauen. Stundenlang mussten er und sein kleiner Bruder auch die schwersten Steine herschleppen, wobei der Kleine keine grosse Hilfe gewesen war. Aber Víctor dachte, er könnte vielleicht einen Beruf erlernen, der körperlich nicht so anstrengend war, auch wegen der Schmerzen, welche er neuerdings auch im Rücken verspürte. Verträge schreiben können wäre sicher etwas Nützliches, aber das interessierte ihn nicht besonders. Es ging ihm gar nicht nur ums Geldverdienen, obschon das sehr wichtig war, aber man könnte doch auch etwas Gutes tun für alle Menschen, wenn man wüsste, wie.

„Soso, Don Víctor möchte ein *letrado*, Gelehrter sein. Hm, was möchtest du denn am liebsten lernen?“, fragte der Pfaffe.

„Ich möchte auf eine Universität und *medico*, Arzt werden“, antwortete Víctor leise.

Es gab jetzt einen *médico*, der manchmal nach *Tijarafe* kam. Man konnte sich auf dem *ayuntamiento*

einschreiben, um ihm Fragen zu stellen. Der schien Wunder vollbringen zu können. Einer Alten, mit der man sich jahrelang nur schreiend verständigen konnte, habe der *practicante*, der Junge, der die Anweisungen des Arztes ausführte, einen Pfropfen aus dem Ohr gespült, die hörte danach wieder wie eine Katze, hatte man vernommen. Der *medico* verteilte auch grosszügig *antibióticos* gegen fast alles. Er empfahl den älteren Menschen, täglich Spaziergänge zu machen. Diese sasssen nämlich meistens nur auf Stühlen vor ihren Häusern und beobachteten das Geschehen.

Spaziergänge zu machen war aber schwierig, denn bequem und mit einem Stock konnte man nur auf dem Karrenweg gehen, wo jetzt immer öfters auch motorisierte Gefährte fahren, welche kaum Platz liessen für die Fussgänger.

Für Anas stärker werdende, undefinierbare Schmerzen, hatte er *Aspirina* Tabletten verordnet.

Die Aspirin-Tabletten verursachten ihr zwar Magenschmerzen. Tenesoya riet ihr, diese wegzuwerfen, was sie auch tat.

Was ihr tatsächlich Linderung brachte, war eine Bettflasche, wie sie Tenesoya empfahl. Ana füllte sich von da an täglich eine leere, gläserne Weinflasche mit heissem Wasser, die sie mit ins Bett nahm, trotz der abfälligen Bemerkungen von Don Gregorio, dem das gar nicht gefiel.

Was würden sich die Leute erzählen!

Aber auf die warme *botella*, Flasche wollte Ana nicht verzichten.

Auch die älteren Schwestern, ja sogar Víctor hätten im Winter gerne so eine wärmende *botella* gehabt, aber das erlaubte Don Gregorio nicht. Sie sollten nicht so zimperlich tun wie Ana, und lernen, mit den Schmerzen zu leben. Vielleicht wären diese ja nur ein Vorwand um heulen oder den *médico* sehen zu können. Man sah nichts, sie hatten nichts!

Víctor aber hatte sich heimlich für einen Arztbesuch einschreiben lassen, und als er nach langem Warten an der Reihe war, hatte er den Arzt gefragt:

„Wo kann man lernen, Menschen Schmerzen zu lindern?“

Dieser hatte ihn erstaunt angeschaut, und dann geantwortet:

„Auf einer Universität.“

Aber was war das? Wo gab es eine solche?

„Auf *Tenerife* gibt es eine solche“, hatte der *médico* gesagt, als er sah, dass der Junge keine Ahnung zu haben schien.

Der *cura* sah Víctor streng und nachdenklich an, als dieser seinen Wunsch nach mehr Bildung hervorbrachte.

Was gab es hier für Ausbildungsmöglichkeiten? Keine! Und Geld, um den Jungen nach *Tenerife* oder gar auf die *peninsula* zu senden, wo es Universitäten gab, war schon gar keines da. Ohne den Jungen würde diese Familie wohl verhungern, das wusste er auch.

Er überlegte eine Weile, dann fragte er:

„Du möchtest also Menschen kurieren?“

Víctor schaute zu Boden und nickte. Zu lange hatte der *cura* nachgedacht. Seine Hoffnung schwand.

„Das Wichtigste im Leben ist, dass man der Liebe Gottes würdig ist!“, sagte jetzt der Pfaffe, was Víctor ja schon längst wusste – und ihm auch einleuchtete.

Der *cura* verschwand, kam aber gleich wieder, mit einem Katechismus in der Hand.

„Wenn du der Liebe Gottes würdig bist, bist du ein Segen für alle, die dir begegnen. In diesem Büchlein kannst du alles lernen, was dazu notwendig ist.“

Wieder und wieder las Víctor die Texte, bis er sie vollkommen auswendig konnte.

Pinto, der Ziegenhirte, der in *La Ermita*, der Einsiedelei lebte, einem verlassenen Gebiet nördlich des *barranco Barranda*, wo das reine Nichts herrschte, las auch immer in einem Katechismus. Der hatte nie geheiratet und auch nie eine Frau berührt, sagte man sich. So wollte Víctor aber nicht werden.

Seine älteren Schwestern dufteten manchmal so lieblich, wenn sie alle nebeneinander auf den Pritschen lagen, so dass er nicht schlafen konnte. Manchmal kicherten sie zusammen über *piropos*, zweideutige Komplimente, oder tanzten gar mit ihren sprießenden Brüsten, die schon wippten, auf den Pritschen herum. Wenn er es nicht mehr aushielt, schlich er sich heimlich in die *cueva* und befriedigte sich dort selbst. Schöne Busen tanzten vor seinen inneren Augen.

Nach der genauen Lektüre des Katechismus bekam er aber ein schlechtes Gewissen. Er hatte sündhafte Gedanken!

Und erst recht, wenn er die Ausstrahlung gewisser Frauen sah und fühlte und ihn die Vorstellung erregte, sich diese einfach zu nehmen, ob sie wollten oder nicht...

Sonntags ging er immer zur Beichte – aber der *cura* schimpfte, denn Víctor gestand seit einiger Zeit wieder und wieder dasselbe.

Auf diesen Lümmel, der schon Bartwuchs hatte, musste man aufpassen! Sonst kam der ganz schlecht heraus! Der war noch nicht mal Fünfzehn!

Der *cura* hatte gerade selbst ein größeres Problem.

„Hast du eigentlich nur Sägespäne im Kopf?“, fragte er Víctor. Aber der schwieg nur. Und als der Bengel wieder kam, um wieder dasselbe zu beichten, sprach der Pfaffe mit Ana, die vor Scham fast in den Boden sank. Klar hatte der *cura* nur „durch die Blume“ über Víctor mit Ana gesprochen. Er hatte hier gelernt, wie man das macht. Sie hatte genau verstanden, worum es ging!

Zuhause hielt sie Víctor eine heftige Moralpredigt, aber danach weinte sie nur noch mehr. Jetzt war Víctor auch noch schuld an ihrem Elend, schien es, denn Don

Gregorio, dem die Geschichte zu Ohren kam, schrie Ana an:

„Was hast du da für einen missratenen Sohn geboren, der seine Triebe nicht im Griff hat? Solches hat es in meiner Familie nie gegeben!“

Ana wusste, bei Víctor war das Blut der *guanches* in Wallung gekommen. Das konnte etwas Gutes sein, oder auch nicht. Wie bei Tenesoya. Das Beste wäre wohl, wenn Víctor so bald als möglich heiratete, und zwar eine brave, arbeitsame Frau, die zur Kirche ging. Aber noch war er zu jung um zu heiraten.

Víctor fühlte sich nicht mehr wohl in seiner Haut. Von nun an zog er sich, wann immer er konnte, alleine in die *cueva* zurück, wo er niemanden störte und mit sich und dem Hund alleine war. Dort schliff er seine Messer und versuchte, Käfige aus *cañas*, den harten Schilfstängeln, zu basteln. Nicht für Vögel, wie manche sie anfertigten, sondern für Hühner, damit die Eier nicht verloren gingen. Dabei versuchte er, seine Triebe zu beherrschen, und die Bilder im Kopf zu verscheuchen, *la mente en blanco*, seinen Kopf möglichst weiß, leer zu haben und nichts zu denken. Manchmal ging es ihm gut so. Doch dann schien ihm, dass das Blut in seinen Adern bald nur noch mehr zu kochen begann. Er spürte es wie siedendes Öl in seinem ganzen Körper.

Víctors gelockte, dunkle Haare wuchsen schnell, aber Ana schnitt sie ihm mit einer Schere immer wieder ganz kurz ab. Seine zwei Schneidezähne waren groß, standen

leicht vor und waren in der Mitte etwas getrennt. Sie passten gut in sein Gesicht und gaben diesem einen fröhlichen Ausdruck, obwohl er ein ernsthafter Junge war. Seine Haut war makellos und wie Seide. Dazu bekam er mehr und mehr diese besondere Ausstrahlung, die von Frauen sofort wahrgenommen wurde, aber das bemerkte jeder. Man sah ihn gerne im Dorf. Er war so ein schöner Junge. Nur er selbst fand sich furchtbar und abscheulich.

Er hatte einen klaren Blick für Menschen bekommen. Nicht nur was sie redeten und taten, und wie sie es taten, verriet ihm ihren Charakter sofort. Wenn er jemandem in die Augen sah, sah er auch ihre Leiden – und manchmal ihre Zukunft. Aber er wusste nicht, dass nicht jedermann dies kann.

Der Pfaffe hatte manchmal so ein eigenartiges Lächeln, und die schöne Claristel auch, wenn sie ihren Blick nicht von dem stattlichen *cura* lösen konnte, während dieser die Predigt hielt. Claristel, eine schon nicht mehr ganz junge Schneiderin, die alleine lebte, kam den ganzen Weg von *Garafía* her, nur um der Messe beizuwohnen.

Víctor beobachtete das Geschehen. Plötzlich kam sie in neuen Kleidern. Wollte sie eine neue Mode einführen? Sollte das weite Kleid das sie trug, etwa schön sein? In ihren Augen aber sah er, dass sie ein Geheimnis barg.

Ha! Auch der *cura* schien Versuchungen ausgeliefert zu sein! Was tat er wohl, um seiner Wallungen Herr zu werden?

Immer noch ging Víctor zur Messe und versuchte bestmöglich zu tun, was man ihm auftrug.

Nur zur Beichte ging er jetzt nicht mehr so oft, was ihm zwar wieder ein schlechtes Gewissen verursachte. Doch er konnte unmöglich wieder dasselbe beichten, um noch einmal einen solchen Sturm in seinem Elternhause heraufzubeschwören.

Paja, unnützes Zeugs produzieren... *Re-fla-flinflanse*, (in etwa:) Sich-selbst-vor-zurück-Torte, zum Teufel, tat dies etwa nur er? Er konnte es einfach nicht immer lassen!

Ein paar Monate danach wurde ein Neugeborenes gefunden, es lag vor dem Eingang der Kirche in *Santo Domingo*, Heiliger Sonntag, einem Ort in *Garafía*, weit im Norden. Und Claristel verschwand wie vom Erdboden verschluckt, keiner wusste, wo sie hingegangen war. Aber jeder ahnte, dass ein *cura* der Vater dieses Kindes war!

Der Säugling wurde von Barmherzigen aufgenommen — und Víctor drückte sich nun so oft wie möglich davor, mit zur Messe zu gehen, auch wenn nun ein neuer Pfaffe die Messe las. Was die da lehrten, widersprach dem, was sie taten!

Auch andere Leute, die in der Kirche einmal dem rechten und einmal dem linken Sitznachbarn brav die

Hände schüttelten, wenn sie vom *cura* dazu aufgefordert wurden, ignorierten einander am Montag wieder, wenn sie zerstritten waren. Von seinem Vater, Don Gregorio, gar nicht zu sprechen. Víctor ahnte mehr und mehr, was seine Mutter mit ihm alles durchgemacht haben musste. Er spürte seine eigenen Schmerzen und verstand Ana, auch wenn sie eine *llorona*, Heulsuse war, aber er verstand nicht, und akzeptierte immer weniger, wie Gregorio mit ihr umging.

Da man sich andauernd begegnete, war sich zu ignorieren die einfachste Art, mit den Problemen mit Mitmenschen umzugehen, wenn man mit jemandem nicht auskam. Obwohl sie sich alle lieben sollten, laut dem *cura*, das taten sie nicht. Ganze Familien waren untereinander zerstritten. Manchmal sogar Geschwister unter sich, lebenslänglich.

Es gab ab und zu Selbstmorde, und auch Morde. Aber letzteres nur alle paar Jahre.

Es war andererseits aber fast etwas normales, jemanden zu ignorieren, wenn man mit anderem beschäftigt war, und nicht gestört werden wollte. Man konnte nicht immer mit allen kommunizieren. Auch das wussten alle und nahmen es niemandem übel, wenn sie ignoriert wurden.

Vor allem, wenn Paare miteinander unterwegs waren, wurden die meisten rundum nicht beachtet. Es gehörte sich dann einfach nicht, mit jemand anderem zu sprechen, mit Worten, und ohne Worte erst recht nicht. Sonst kamen möglicherweise auch unangenehme Fragen. Die Ehemänner erzählten ihren Frauen am

Abend, wenn sie heim kamen, alles haargenau, was sie den ganzen Tag gemacht hatten, vom Kämmen über was sie wo gegessen und wen sie getroffen hatten, bis zum Toilettengang. Und natürlich auch alles, was mit wem gesprochen wurde. Also wehe dem Mann, wenn einer oder eine ihn begrüßte, ohne dass die Frau wusste, wer das war.

Manche Fehden gingen, ohne dass man es noch genau wusste, bis in die Zeit des Krieges* 1936–1939 zurück, wo Andersdenkende, die nicht der Regierung folgten, angezeigt wurden – mit tödlichen Folgen. Auf der *cumbre*, dem Gipfel des Bergrückens, der die Insel in Ost und West teilte, und wo oft ein mächtiger Wolkenfall zu sehen war, gab es ein tiefes Loch in den Felsen. Das *hoyo de la sima*. Dort hinein habe man damals die Menschen geworfen, welche ihre politische Meinung nicht für sich behalten konnten. Es gab eine Gruppe, die unbedingt ihre Ahnen, die dort unten lagen, richtig beerdigen wollte und nicht locker ließ zu fordern, dass die Skelette heraufgeholt würden. Aber es fand sich niemand, der dort hinunter steigen wollte.

Andersdenkende wurden schon in früheren Epochen von der Ostseite zur Westseite verbannt. Das merkte man immer noch, wenn einer mal auf die andere Seite musste. *Allá*, dort, gruppierten sich die Konservativen und die Chauvinisten! *Allá* gaben sich die Leute mit Politik ab! *Allá* war das staatliche Krankenhaus und das *cabildo*, die Vertretung der Regierung. In *La Palma* wohnten die *letrados*, Gebildete. Die bildeten sich

etwas ein, nur weil sie in der Hauptstadt wohnten, dabei war das Städtchen Los Llanos schon fast grösser als *La Palma*. Die nannten die Leute vom Land und vor allem jene von der Westseite die *primitivos*, die Primitiven. Das war auf der Westseite alles so jenseits und entfernt, und der Diktator Franco noch viel weiter.

Die *ayuntamientos* setzten zwar in den Gemeinden einiges durch, was von der Regierung in Madrid befohlen wurde. So auch das Verbot, Karneval zu feiern. Im Großen und Ganzen waren die Leute schon ziemlich gehorsam gegenüber den Obrigkeiten. Nur Letzteres gelang nicht. Karneval zu feiern, ließen sie sich nicht nehmen. Sie feierten es auf ihre ureigene Art weiter; wenn auch nicht verkleidet, so übertrieben sie einfach ihre eigene Wesensart, die Gesten und ihre Art zu reden, mindestens um das Fünffache, und das Tag und Nacht die ganzen drei Wochen des Karnevals. Doch davon später mehr.

Viele *palmeros*, hüben wie drüben, hatten ein großes Herz. Sie beteten das Vaterunser, was einige ernst nahmen. So verziehen sich die einen, aber es gab auch die anderen, welche die Verse nur herunterleierten und sich nichts weiter dabei dachten.

Tenesoya, die das alles ganz klar sah, verzweifelte manchmal fast an den Menschen.

Verzeihen funktionierte bei vielen wie Gras, welches abgeschnitten wurde. Der Groll wuchs wieder nach, denn ach so viele konnten sich selbst ihre eigenen Taten nicht verzeihen. Dem Nächsten verzeihen wie sich

selbst... Ein jeder war sich selbst der Nächste. Doch das schienen nur wenige zu verstehen. Sich selbst zu verzeihen war auch das Allerschwierigste überhaupt. Man hätte ja zugeben müssen, dass man etwas falsch gemacht hatte. Das konnten die meisten nicht. So gingen die Fehden untereinander immer weiter.

„Gott bestraft diejenigen, die er liebt!“

Das verkündete nun der neue Pfaffe in der Kirche von Tijarafe, „so, wie ein Vater diejenigen schlägt, die er liebt.“

Dieser Gott war manchmal einfach zu grausam, fand Víctor. Nicht nur diese seltsamen Schmerzen, welche sie alle hatten, Don Gregorio hatte ihn auch oft verprügelt. Und Ana, seine Mutter, wie sie andauernd litt. Womit hatte sie das verdient? War das alles die Liebe Gottes?

Er beobachtete alle und alles und machte sich mehr und mehr seinen eigenen Reim daraus.

Es ging nicht sehr lange, da war er davon überzeugt, dass alles Leid von der Liebe komme! Er wollte nicht mehr an diesen Gott im Himmel oben glauben. Aber wie alle Menschen nahm er die als Kind abgegebenen Versprechungen sehr ernst. Und mit dem Auswendiglernen des Katechismus waren die Dogmen in ihm eingepägt und bestimmten seine Entscheidungen weiterhin.

Er war noch nicht ganz siebzehn Jahre alt, als er eines Tages in die *cueva* ging, wo er sich eingerichtet hatte

und nun drei Ziegen und zwei Schafe hielt. Er sammelte *pasta*, band sie in Bündel, welche er an einem Seil die Felswand hoch zog, und seilte den Mist der Tiere in Körben ab. Danach trug er diesen hoch zu den *huertas*, so dass die *papas*, Kartoffeln, und das restliche Gemüse besser wuchsen. Auch eine neue Sorte grosser Tomaten und Pfefferschoten hatten sie jetzt im Überfluss.

Eines Tages würden die Ziegen Milch geben! Er hatte nur noch keinen Ziegenbock für sie gefunden.

Denn er sprach mit niemandem über die *cueva* und was da vor sich ging. Don Gregorio hatte einmal gefragt, woher der Mist komme, als er davon in den *huertas* verteilte, da hatte er gelogen und gesagt, er habe diesen von Tenesoya bekommen. Er hatte nämlich den Eindruck, dass alles was er machte seinem Vater missfiel. Er kannte dessen Verachtung für Ziegenhirten. Es war auch gut, manchmal zu lügen, denn so hatte er etwas zu beichten, wenn Ana ihn trotz seines Widerstandes in die Kirche schleppte.

Aber das Ganze hatte eine verheerende Auswirkung für Víctor: An seinem Geburtstag stand eine Tüte auf dem Tisch, die für ihn sei. Er war erstaunt, denn es gab normalerweise weder an Weihnachten noch an Geburtstagen Bescherungen.

Ein Geschenk hatte für den Beschenkten immer eine tiefgehende Bedeutung über ihn selbst.

Die Tüte war voll Ziegenmist!

Er liess sie verschwinden, so schnell er konnte.

Es blieb unklar, wer ihm das beschert hatte. Aber das spielte ja auch gar keine Rolle.

Als er diesmal über die Felswand zur *cueva* hoch kletterte, wunderte er sich, dass *Turco*, Türke, wie er seinen Hund nannte, sich nicht bemerkbar machte. Normalerweise hörte er sein Freudengeheul schon, wenn er noch weit entfernt war. Der Hund – er war zu einem stattlichen Wolf mit roter Löwenmähne herangewachsen – musste auch hungrig sein, denn Víctor hatte einen Tag lang nicht in die *cueva* gehen können.

Wie die anderen Ziegenhalter fütterte er die Tiere oft mit frischen *pinillos*, deshalb sahen so viele Fichten verkrüppelt aus, denn alle Ziegenhalter schnitten soweit hinauf wie möglich ganze Äste ab. Seinen Ziegen und Schafen hatte er vor ein paar Tagen ein riesiges Paket solcher Äste gebracht. Sie waren in der *cueva* eingepfercht, denn sonst hätten sie schon die steile Wand hinunter klettern können. Er konnte sie nicht selbst ihr Futter suchen lassen, denn er musste zur Schule gehen und seinem Vater helfen, wenn dieser Arbeit hatte.

Turco kettete er schon lange nicht mehr fest, denn dieser blieb freiwillig bei der *cueva*. Über die Felswand hinunter ging er nicht. Er sprang sonst immer auf einem Felsvorsprung oben an der Steilwand hin und her und empfing ihn dort.

Der alte Weg war mit undurchdringlichem Dickicht überwachsen. Dort hindurch konnte er auch nicht gegangen sein. Eines Tages müsste er diesen Weg wieder frei schneiden, dachte er. Wo war der Hund? Er spähte genauer hinauf.

Doch über ihm sah er nur ein paar sich schnell verändernde, dunkle Regenwolken am sonst strahlend blauen Himmel, und einen Regenbogen, der genau bei der *cueva* zu beginnen schien.

Die Brücke zum Himmel!

Regenbögen zu sehen, öffnete normalerweise automatisch sein Herz. Aber diesmal war da auch Angst. Er kletterte schneller.

Dann kam ein zahlreicher Schwarm schwarzer, großer Raben herangeflogen, der in Kreisen die Küste hinunter weiter zog, so dass sie seinen Blicken entschwanden.

Bald kamen die Vögel aber wieder zurück.

Kra! Kra! Kra! Sie kreischten wie verrückt.

Von Turco hörte er immer noch nichts. Wo war der denn nur hingegangen?

Als Víctor bei der *cueva* ankam, sah er ihn. Er lag beim Eingang auf der Seite, sein Bauch war stark angeschwollen, und es stank grauenhaft. Der Hund war tot.

Hunde konnten tagelang hungern, ohne zu sterben, das wusste er. Der war bestimmt nicht an Hunger gestorben. Doch wenn ihm jemand vergiftetes Fleisch gegeben hatte – *Furadan* war geruchlos – hatte er es sicher nicht verschmäht. Dieser aufgeblähte Bauch und der Gestank, das konnte nur Gift gewesen sein.

Er vergewisserte sich, ob die Ziegen und die Schafe noch lebten. Sie hatten sich alle zusammen in der hinterste Ecke des Geheges zusammengedrängt, aber sie lebten.

Eine Weile stand Víctor reglos da und starrte auf den Kadaver.

Nicht nur, dass Turco sein bester Freund gewesen war, er hatte auch einen unergründlichen Abscheu vor Gift und Aas...

Diesmal konnte er nicht wegsehen und schnell verschwinden, wie er es sonst immer tat, wenn er ein vergiftetes Tier sah.

In seinem Kopf passierte nun etwas, was er nicht verstand und nie zuvor erlebt hatte: Die *cueva* wurde plötzlich zu einem Palast. Er sah vor sich eine Frau in einem roten Kleid, mit schmerzverzerrtem Gesicht und Körper, verendet am Boden liegen. Er selbst war ein großer, starker, aber verzweifelter Mann. Er wusste, dass diese Frau sich selbst vergiftet – und dass es seine Schuld war, dass sie das getan hatte. Es war ihm bewusst, dass er sie nicht auf dieselbe, gerechte Weise behandelt hatte, wie er alle seine Frauen hätte behandeln sollen. Seine Religion verlangte dies – und er hatte versagt. Er hatte sich zu lange ausschließlich einer anderen zugewandt, weil die verendete Frau nicht schwanger wurde, er aber unbedingt einen Sohn brauchte. So hatte er sie vernachlässigt, obwohl sie ihn immer noch wollte – und er sie eigentlich auch. Der Schmerz, der in ihm ausgelöst wurde, überwältigte ihn. Alles, was er sah und fühlte, war ganz real. Gleichzeitig wusste er aber auch, dass er Víctor war.

Er schüttelte den Kopf, um die Vision loszuwerden, dann verlor er das Bewusstsein und fiel neben den toten

Hund auf die trockenen *pinillos*, mit welchen er die ganze *cueva* wieder vollständig neu ausgelegt hatte.

Er erwachte, ohne zu wissen, wie lange er da gelegen hatte. Es musste einige Zeit vergangen sein. Er stand auf und ließ, ohne nachzudenken, die Ziegen und die Schafe frei. Dann griff er zu seiner *guataca*, Hacke. Zuhinterst in der Höhle gab es eine Vertiefung, worin die Bewohner früher wertvolle Dinge versteckt hatten. Dort vergrößerte er das Loch und vergrub den Kadaver seines Hundes. Erst jetzt fing er wieder an zu denken.

Er machte mit dem Kopf erneut eine wegwerfende Bewegung, um die Erinnerung an die erlebte Vision zu verscheuchen. Dies brachte normalerweise Erfolg, wenn er fremde Energien loswerden wollte.

Aber der Gestank des toten Hundes haftete in seinen Kleidern. Es gelang diesmal nicht.

Ein anderer Mensch wohnte in ihm! Und was für einer!
Ein *moro*, ein Muslim!

Davon würde er niemandem erzählen – er wollte ja nicht auch noch als verrückt gelten!

Sein Hund, sein Herzensfreund war nicht mehr.

Wie oft hatte er neben ihm gesessen und ihm alles erzählt, was ihn beschäftigte – das Tier hatte zugehört. Wenn er ihm dann seine große Pfote aufs Bein legte, war alles wieder erträglicher geworden.

Dass der Hund nun tot war, war nicht seine Schuld. Ein anderer hatte das getan, mit Absicht! Er fühlte jetzt Mordlust in sich aufsteigen und bekreuzigte sich.

Noch nie hatte er so etwas empfunden. Auch das würde er niemandem erzählen können.

Kein Wort über alles, was heute geschehen war, würde je über seine Lippen kommen, beschloss er.

Man müsse über Schicksalsschläge hinauswachsen, hatte Tante Tenesoya ihm einmal gesagt. Aber wie, fragte er sich.

Er musste nun aber schleunigst nach Hause, er war schon viel zu spät. Er hatte einen Verdacht, wer Turcos Sterben auf dem Gewissen haben könnte, aber sicher war er sich nicht. Vielleicht war derjenige von oben gekommen, und hatte das Gift hinuntergeworfen, wo die Felswand überhängend war. Doch da wohnte weit und breit niemand, und das Land gehörte ihnen.

„Heilige Jungfrau Maria, sei mir gnädig“, wiederholte er unzählige Male. Nach einer Weile sagte er noch: „Ehre Vater und Mutter.“ Aber der Schmerz in seiner Brust ließ nicht nach. Jetzt machte er aus seinem Herzen eine Mördergrube.

Nie mehr wollte er etwas lieben, keinen Hund und keinen Menschen, nichts und niemanden mehr!

Alles Leid kam von der Liebe!

Er wusste zwar auch, dass man niemals „nie“ sagen sollte – denn das war eine sehr lange Zeit.

Aber er war in diesem Moment nicht ganz Herr seiner Sinne.

„Ich liebe nichts und niemanden! – Ich liebe nichts und niemanden! – Ich liebe nichts und niemanden!“

Er wiederholte nur noch das mit jedem Schritt, als er eilig den steilen Weg hinauf nach Hause ging.

Die Mädchen spielten in der Abendsonne bei der *huerta*. Don Gregorio schien auf ihn gewartet zu haben, er stand vor der *despensa*. Er sah Víctor seltsam an, als dieser, viel später als vorgesehen, zu Hause ankam. Juanito stand neben dem Vater und schnitt Grimassen. Er war sehr mager und kränkelte.

Víctor schwieg. Er hatte seit dem Morgen nichts mehr gegessen. Aber als er sich den Rest des angemachten *gofios* nehmen wollte, der auf dem Tisch in einer Schale stand, sagte Don Gregorio:

„Schmarotzer wollen wir hier keine!“

Sagte er das, weil Víctor zu spät nach Hause gekommen war, oder...?

Víctor hielt in seiner Bewegung inne, drehte sich um, packte seine paar Sachen in einen Sack und ging wortlos hinaus.

Draußen saß Ana unter dem Blechdach der Außenküche, auf der Mauer neben der Feuerstelle und dem Trog, worin das schmutzige Geschirr gespült wurde. Dieser war noch voll. Sie hatte wieder einmal blaue Flecken an den Armen und im Gesicht und weinte still vor sich hin.

„Wie hält man das verdammte Leben aus?“, fragte er sie.

„Man muss es einfach erdulden, mein Sohn“, schluchzte sie.

Erdulden... Erdulden... Wie denn nur? Er schien verrückt zu sein. Und die Qual in seinem Herzen war stärker als alle anderen je erduldeten Schmerzen, dazu die Trauer und die Wut, die in ihm kochte – es zerriss ihn fast.

„Ich gehe in die Stadt...“

Ana weinte noch mehr, als sie seinen gepackten Sack sah und merkte, dass er es tatsächlich ernst meinte.

„Wie sollen wir denn ohne dich zurechtkommen?“, fragte sie schluchzend.

„Holt die drei Ziegen und die zwei Schafe im *barranco* und verkauft sie, es sind meine. Ich gehe jetzt.“

Víctor war schon verschwunden, bevor Ana dazu kam, zu begreifen, was er da gerade gesagt hatte, und ihn zurückzuhalten.

Als sie nun auch das Rätsel mit dem Ziegenmist verstand, und die herrschende Leere wahrnahm, beruhigte sie sich. Er war ein guter Bub und würde auch wieder zurückkommen, das wusste sie. Wenn er in der Stadt eine Arbeit fand, war das sicher auch nicht schlecht. Sie hatte schon gemerkt, dass er immer hungrig war. Aber sie sorgte sich, wo er in der Nacht verblieb, und hätte gerne mitgeredet, welche Arbeit er annehmen sollte und welche nicht. Aber jetzt war er weg, sie konnte nichts mehr tun.

Wenn es wahr war, dass sie drei Ziegen und zwei Schafe verkaufen konnten, würde das die ganze Familie die nächsten Monate vor dem Hungertod retten.

2. Kapitel

Der Sünder – das verdammte Leben.